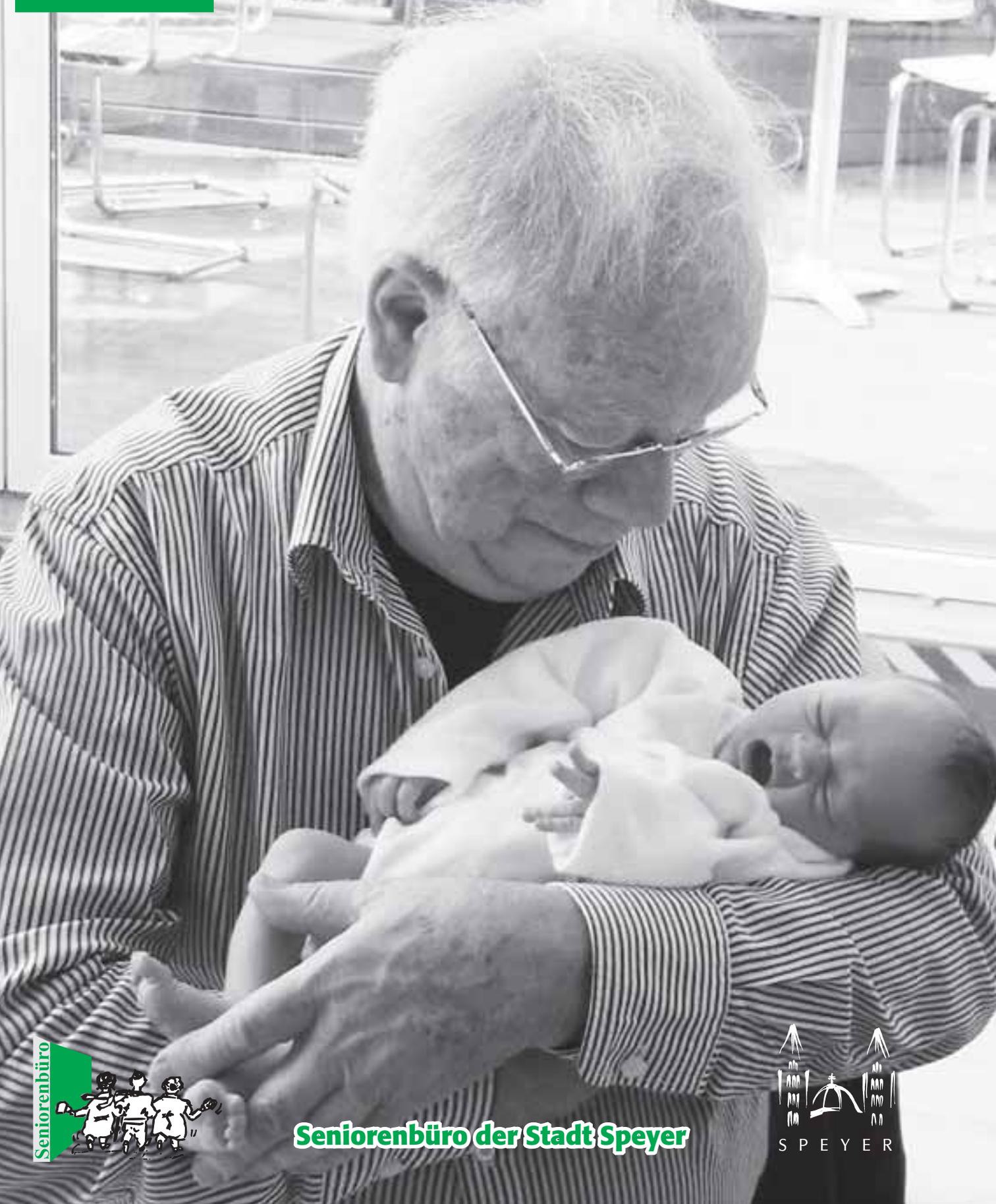


Oktober
November
Dezember

4/2013

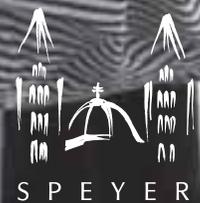
aktiv dabei



Seniorenbüro



Seniorenbüro der Stadt Speyer



2 aktiv dabei

Neue Entwicklungen	Seite	Kultur	Seite
Seniorenbüro greift Veränderungen auf Gerd Lenhart	4-8	Aus der Geschichte der Medizin Dr. Walter Alt	32-36
Gespräch mit Margot Follmer Ria Krampitz	9-14	Vergessen und wiederentdeckt Giorgio Morandi – Maler und Grafiker Dr. Helmuth Wantur	37-38
Echte 50 Cent für eine Sache, die echten Einsatz verlangt Solveigh Schneider	15-16	Fritz Rau ist tot Dr. Walter Alt	39-40
Erfahrungen und Informationen waren wichtig Ria Krampitz	17-18	Konzert am Nachmittag R.K.	40
		Konzert für Menschen mit Demenz R.K.	40
Soziales	Seite		
Der neue Schwerbehindertenausweis Pflegerstützpunkte	19-20	Briefportrait Johannes Nickel Helga F. Weisse	41-44
Nachbarschaftshilfe Redaktion	20	Augenarzt und Menschenfreund Ludwig Lazarus Zamenhof Rita Rössler-Buckel	45-46
Wenn Autofahren zur Gefahr wird Anke Nader	21-23	Leseempfehlungen Dr. Walter Alt	47-48
Einander unterstützen – Einander Freude machen Karin Hille-Jacoby	24-26	Sinn oder Unsinn Helga F. Weisse	49
Ihre Meinung ist uns wichtig Redaktion	27	Veranstaltungsvorschau Stadtarchiv	50
		Wichtige Zeitdokumente Stadtarchiv	50
Ehrenamt	Seite		
Alter sind keine Grenzen gesetzt Werner Schilling	28-29	Plakat Winkeldruckerei Artur Schütt	51
Er macht Senioren mobil Werner Schilling	30-31	Generationen Hand in Hand R.K.	52-53

Lokalgeschichte	Seite
T(h)urmuhrenfabrik Porth Wolfgang Kauer	54
Der Schock des Eisenbahnkönigs Wolfgang Kauer	55-56
Das Wunderkind Bernhard Matheis	56
Stadtarchiv sucht Fotos Karin Hopstock	57-60
Natur	Seite
Exotisch und sehr selten der Wiedehopf Hans U. Querfurth	61-62
Reisen	Seite
Albert Schweitzer Urwaldhospital als Lebensaufgabe Diakonisse Rosemarie Römhild	63-66
Willkommen in der Wildnis Michael Stephan	67-69
Urlaub im Grünen Redaktion	69
Der schönste Anfang Tirol Michael Stephan	70-71
Barrierefrei Reisen Redaktion	71
Verschiedenes	Seite
Wörtersuche Uwe Naumer	72

Stilblüten
Fritz Schwager 73

Kirsch-Nuss-Kuchen
Gertrud Klettner 74

Rätsellösung
Uwe Naumer 74

Auflistung der Anzeigen **Seite**

Eis Café De Vico 8

Deutsches Rotes Kreuz 18

Physiotherapie Müller-Frey 23

Gemeinnützige 26

Baugenossenschaft

Beisel Hüte 36

Physiotherapie 38

Mathias Richter

Malteser Hilfsdienst 40

Weltladen Speyer 56

Salier-Stift 60

Förderverein Seniorenbüro 75

Stadtwerke 76

Impressum

Redaktion: Dr. Walter Alt, Ria Krampitz, Werner Schilling

Herausgeber: Seniorenbüro Speyer, Maulbronner Hof 1A, 67346 Speyer, Tel. 06232/621050, E-Mail: Ria.Krampitz@stadt-speyer.de

Layout: Seniorenbüro

Titelbild: Ingeborg Spatz (Großvater und drei Tage alter Enkel)

Fotos: Petra Steinbacher S. 4,17, 18, 53, Ria Krampitz S. 9, S. 31, privat S. 15, 16, 41, 42, 43, 46Karlheinz Jung S. 28, Dr. Helmuth Wantur S. 37, Stadtarchiv S. 50, 57,58, 59, 60, Anne Ludwig S. 52, Fritz Ludwig S. 52, Nadine Kaufmann s. 52, Dr. Michael Fritsch S. 53, Nadine Zimmermann S. 53, Georg Spatz S. 53, Theresia Kruska S. 62, 69, Diakonisse Rosemarie Römhild S. 63, 64, 65, 66, Michael Stephan S. 67, 68, 70, 71,

Druck: CHROMA Druck & Verlag GmbH, Werkstraße 25, 67354 Römerberg-Berghausen

Seniorenbüro greift Veränderungen auf und das seit 20 Jahren



Ria Krampitz, Leiterin des Seniorenbüros

Auszüge des Interviews wurden in der Rheinpfalz veröffentlicht. Den vollständigen Wortlaut des Gesprächs veröffentlichen wir hiermit in „aktiv dabei“.

Was hat Sie vor 20 Jahren dazu veranlasst, sich um die Stelle der Seniorenbüroleiterin zu bemühen?

Die Stelle war in der Zeitung ausgeschrieben und da habe ich mich beworben, weil es mich interessiert hat, eine neue Einrichtung aufzubauen, die Arbeit von Anfang an mitgestalten und Ideen einbringen zu können, das hat mich gereizt.

Haben Sie damals daran geglaubt, zwei Jahrzehnte später immer noch im Amt zu sein?

Ehrlich gesagt nein. Das Seniorenbüro war ja anfangs ein Modellprojekt, gefördert vom Bund und vom Land. Ich wollte die Modellphase nutzen, um das Seniorenbüro so bekannt zu machen, dass es eine feste Stelle in Speyer wird und mich dann eventuell auch wieder verändern. Aber dann kam eins zum anderen. Das Seniorenbüro wurde, Dank der großen Unterstützung der Senioren eine feste

Einrichtung, die Zusammenarbeit mit den Senioren macht mir Freude und was mir wichtig ist, die Arbeit hat sich immer weiterentwickelt. Neue Aufgaben haben mich auch neu gefordert, so dass die Arbeit für mich immer interessant blieb. Und jetzt bin ich immer noch da.

Wie sahen die Anfänge Ihrer Arbeit in Speyer aus?

Wir haben in der Alten Postvilla der Arbeiterwohlfahrt in der Gutenbergstraße begonnen. Da hatten wir zwei Räume, einen Büroraum und einen kleinen Veranstaltungsraum. Es haben sich sehr schnell Senioren eingefunden, die mitgestalten und sich einbringen wollten. Das war deshalb so schnell möglich, weil Dank der Untersuchung von Prof. Carl Böhret und Dr. Götz Konzendorf von der Universität für Verwaltungswissenschaften einige Senioren schon signalisiert hatten, dass sie mitarbeiten wollten. So konnte ich mit dieser Gruppe beginnen und mit ihnen haben sich erste Projekte entwickelt, wie zum Beispiel das Erzählcafé, die Treffen für Schlaganfallpatienten, die französische Konversationsgruppe, der Literaturkreis, die Gruppe amüsante Mathematik oder unsere Zeitschrift „aktiv dabei“. Alles Initiativen, die auch heute noch bestehen. Das allererste Erzählcafé wurde damals übrigens von der Geschichtswerkstatt initiiert. Dr. Ludger Teckampe und Elisabeth Alschner waren da sehr aktiv. Die Besucher saßen auf den Fensterbänken, den Schreibtischen und Kartons, weil die Stühle nicht reichten. Es gab damals eine richtige Aufbruchstimmung. Der Wunsch gemeinsam etwas aufzubauen war stark spürbar. Die Freude und das Engagement hatten eine Ausstrahlung auf an-

dere, so kamen nach und nach immer mehr Senioren dazu und unsere Räume wurden zu eng.

Es gab aber auch ganz viele Skeptiker. Das ist ja immer so, wenn etwas neu aufgebaut wird.

Öffentlichkeitsarbeit ist immer wichtig, aber wenn man ganz am Anfang steht hat sie eine noch größere Bedeutung. Deshalb haben wir immer wieder große, besondere Veranstaltungen organisiert, wie zum Beispiel die Ausstellungen Kreativ im Alter im Alten Stadtsaal, da haben die Senioren tolle Sachen gemacht und gezeigt oder ein Erzählcafé mit der Fußballlegende Fritz Walter.

1996 war der Umzug in unsere jetzigen Räume. Seit dieser Zeit haben wir einen eigenen Veranstaltungsraum, der uns viel mehr Möglichkeiten bietet und den wir dringend gebraucht haben. So konnten auch neue Angebote dazukommen, die vorher nicht möglich waren, weil wir den Platz einfach nicht hatten. Eigene Räume sind für unsere Arbeit einfach sehr wichtig.

Wie hat sich die Seniorenarbeit im Laufe der Zeit verändert?

Seniorenarbeit wurde schon vor dem Seniorenbüro gemacht. Die Kirchen sind sehr aktiv, aber auch Vereine. Auch die Stadt war mit der Altenhilfe, angesiedelt beim Sozialamt aktiv. Aber die demografische Entwicklung hat auch Auswirkungen auf diese Arbeit. Wir werden immer älter, wir werden aber auch gesünder älter. Da stellen sich ganz neue Fragen, die es früher in dem Maße noch nicht gab.

Zum Beispiel was kann ich in meinem Leben noch Sinnvolles machen? Denn Menschen, die nicht mehr berufstätig sind, sich fit fühlen, möchten sich auch einbringen in unsere Gesellschaft. Die

Zeit für ihr Engagement selbst bestimmen und bei ihrem Engagement auch selbst mitbestimmen und entscheiden was sie machen möchten. Darum ging es vor 20 Jahren ganz stark.

Damals war Alter sehr negativ besetzt. Es ging darum deutlich zu machen, dass „alt“ nicht gleich krank und pflegebedürftig ist. Man muss das Alter differenziert betrachten. Die Altersstatistiken gingen zum Beispiel bis 65 Jahre und mehr. Dass aber 65 jährige ganz andere Bedürfnisse als 80 jährige oder 100 jährige haben können, wurde nicht weiter thematisiert. Unsere Gesellschaft war eingestellt auf junge Menschen. „Alten“ wurden signalisiert, euch brauchen wir nicht mehr. Denken Sie an die Vorruhestandsregelungen oder Sozialpläne in Betrieben, wo Arbeitnehmer noch keine 60 Jahre alt waren und nach Hause geschickt wurden. Dass die das alle so gerne wollten, weil sie Platz für die Jungen machen sollten, war ja nicht so. Erstens wurden die freigewordenen Arbeitsplätze häufig nicht wieder besetzt und zweitens waren nicht alle glücklich, dass sie zu Hause waren.

Freiwilliges Engagement mit anderen Vorzeichen hat da eine neue Rolle gespielt. Das ist natürlich heute noch so, aber vor 20 Jahren war das eben noch ganz anders. Da ging es darum, neue Tätigkeitsbereiche zu eröffnen. Und es gibt ja auch tatsächlich viele Tätigkeitsbereiche, die ohne Ehrenamt nicht funktionieren. Wichtig ist nur, dass Ehrenamt keine Arbeitsplätze ersetzt.

Die Auswirkungen der demografischen Entwicklung waren vor 20 Jahren schon bekannt, aber es wurde nur wenig oder gar nicht darüber berichtet.

Hinzu kam, dass der Großteil der jetzigen Senioren meist finanziell abgesichert ist. Damit will ich nicht sagen, dass es heute keine alten Menschen gibt, die finanzielle Nöte haben. Die gibt es und es sind vor allem Frauen. Aber der Großteil ist eben jetzt noch abgesichert. Und das bedeutet, dass man meist ohne existenzielle Sorgen, sein

6 aktiv dabei

Alter auch anders gestalten kann. Diese Senioren fühlen sich von einer Altenhilfe, im klassischen Sinn, nicht angesprochen. Deshalb war vor 20 Jahren auch eine Forderung, die die Untersuchung von Prof. Böhret und Herrn Konzendorf ergab: Es muss eine städtische Seniorenarbeit außerhalb des Sozialamtes geben. Die Themen für die Seniorenarbeit haben sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen auch verändert. Vor 20 Jahren wurde zum Beispiel das Thema neue Technik, Umgang mit Computer sehr kritisiert. So nach dem Motto, das brauchen die Senioren doch nicht mehr. Dass eine große Bevölkerungsgruppe dieser neuen technischen Entwicklung aber sprachlos gegenüberstand, wurde nicht gesehen. Ich erinnere mich, als wir 1999 die Aktionswoche „Lieber online als allein“ hatten, wie viele Kritiker sich zu Wort gemeldet hatten. Der Erfolg dieser Woche war allerdings groß und zeigte, dass da sehr wohl ein Bedarf ist, Fragen stellen zu können und zu lernen.

Welche Chancen das Alter auch bietet, da hat das Seniorenbüro sicher Impulse gegeben. Es geht einmal darum Senioren die Möglichkeit zu geben, dass sie Akteure sein können, in den Bereichen, in denen sie es wünschen. Es geht aber auch darum Senioren, die nicht mehr so fit sind, die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben weiter zu ermöglichen. Beides ist wichtig.

Aber geändert hat sich auch vieles in der Versorgungsstruktur. Vor 20 Jahren gab es zum Beispiel noch keine Pflegeversicherung, keine Beratungs- und Koordinierungsstellen oder Pflegestützpunkte. Da hatte das Seniorenbüro auch noch eine beratende Funktion. Alle Veränderungen, die sich im Laufe der Jahre auf Bundes- und Landesebene entwickelt haben und in den Kommunen umgesetzt werden mussten.

Worauf muss in Zukunft stärkeres Gewicht gelegt werden?

Zentrale Themen sind zum Beispiel:

Wohnformen im Alter,

Infrastruktur in den Wohngebieten,

eine gute Versorgung und Pflege im Alter oder ganz wichtig,

die Unterstützung pflegender Angehöriger und hier speziell auch die Unterstützung um Beruf und Pflege zu verbinden.

Es geht aber auch um Kultur und Bildung im Alter. Denn Kultur ist Lebensqualität und die muss gleichermaßen ernst genommen werden und genauso ernsthaft gefördert werden, wie andere Bereiche. Das sind große Themen und die Suche nach Lösungen fordert die Zusammenarbeit mit allen, die in den Bereichen arbeiten.

Deshalb spielt die Netzwerkarbeit eine immer wichtigere Rolle.

Aber ein großes Anliegen habe ich, das war es von Anfang an: Wir müssen das Bewusstsein in unserer Gesellschaft für die Auswirkungen der demografischen Entwicklung schärfen, die alle Bereiche betrifft. Und sensibel dafür machen, dass wir alle früher oder später durch Krankheit verletzlich werden. Wie möchten wir dann behandelt werden? Das sollte sich jeder fragen und ehrlich antworten. Wir brauchen neue Nachbarschaften und müssen enger zusammenrücken. Vor allem wenn es um Menschen mit Verletzlichkeiten geht, sind wir als Gesellschaft insgesamt gefordert.

Hat sich die Einstellung der Menschen gegenüber Alten und Kranken geändert?

Geändert hat sich schon einiges, denn es bleibt nie alles so wie es ist.

Heute hören sie zum Beispiel täglich etwas über die demografische Entwicklung und die Auswirkungen und das in unterschiedlichen Zusammenhängen. Ältere Arbeitnehmer sind zum Teil wieder gefragt, weil erkannt wurde, dass das riesige Erfahrungswissen fehlt und junge Arbeitskräfte fehlen. Das Potential der fitten Senioren wird eher

gesehen. Gerontologische Forschungsergebnisse mehr in die Öffentlichkeit gebracht.

Die Themen des Älterwerdens werden realistischer und ernsthafter in der Öffentlichkeit diskutiert und da spielt die Kultur eine wichtige Rolle. Es gibt zum Beispiel zwischenzeitlich sehr gute Filme und Bücher, die altersspezifische Themen behandeln.

Wenn Menschen allerdings krank, pflegebedürftig, also verletzlich sind, dann muss sich meiner Meinung nach noch sehr viel ändern. Auch hier greift die demografische Entwicklung. Es fehlt bereits jetzt an Pflegepersonal, aber auch an Personal im Gesundheitsbereich, das bedeutet es bleibt wenig Zeit, um sich um die betroffenen Menschen zu kümmern und die zunehmende Bürokratie fordert diese Kolleginnen und Kollegen enorm. Da ist die Gesellschaft doch insgesamt gefordert hinzuschauen und die Schwachen nicht alleine zu lassen. Da muss sich meiner Meinung nach wirklich noch viel mehr verändern. Denn auch sie sind Teil unserer Gesellschaft. Gerade mit der Weiterentwicklung der Konzerte, auf der Palliativstation, im stationären Hospiz oder Wohnbereichen von stationären Einrichtungen sehe ich, wie sehr sich Betroffene, aber auch das Pflegepersonal freuen, es ihnen gut tut, dass sie nicht vergessen sind.

Haben sich die Senioren verändert?

Mit jeder neuen Generation von Senioren gibt es auch Veränderungen. Denn sie haben eine andere Sozialisation, eben einen anderen Lebensweg. Schauen Sie, die Menschen in einem hohen Alter haben den Krieg erlebt, haben wieder aufgebaut und alles getan, damit es den Kindern einmal besser geht als ihnen. Die sind nun auch im Seniorenalter. Hatten aber ganz andere Bildungschancen, finanzielle Voraussetzungen, so dass sie

natürlich verändert sind, in ihren Bedürfnissen. Und wenn unsere Kinder im Seniorenalter sein werden, dann hat sich wieder vieles verändert. Denken sie an die Diskussion um die Altersarmut, die die heutigen Jungen treffen wird, die große Einbrüche in ihrer Erwerbsbiografie haben und die von den gesellschaftlichen Veränderungen voll getroffen werden.

Was sind ihre hauptsächlichen Aufgaben?

Meine Aufgaben haben sich im Laufe der Jahre verändert.

Am Anfang war ich sehr intensiv mit der Gewinnung ehrenamtlicher Mitarbeiter, mit dem Aufbau von Projekten, mit dem Aufbau des Seniorenbüros insgesamt beschäftigt.

Seit 1996 liegt ein großer Schwerpunkt meiner Arbeit in der Netzwerkarbeit. Zum Beispiel gehört zu meinen Aufgaben die inhaltliche und organisatorische Gestaltung der Pflegekonferenzen, die seit 1996 regelmäßig in Speyer stattfinden. Zwischenzeitlich gehören diesem Gremium rund 80 Organisationen und Einrichtungen an.

Daraus hat sich 2007 die Arbeitsgruppe Demenz entwickelt, die von mir moderiert wird. Hier haben wir sehr viel gemacht, wie zum Beispiel den Wegweiser Demenz, den es in deutscher und türkischer Sprache gibt. Oder am 11. September 2013 werden wir erstmals einen Fachtag Demenz in Speyer organisieren. Die Fäden laufen bei mir zusammen.

Gemeinsam mit Kolleginnen der Ökumenischen Sozialstation und dem AHZ Andreas Lutz habe ich die Nachbarschaftshilfe aufgebaut, die gut funktioniert.

Wie schon gesagt, liegt ein großer Schwerpunkt meiner Arbeit auch darin auf die Auswirkungen der demografischen Entwicklung aufmerksam zu machen. Da wurden vom Seniorenbüro immer wieder Impulse gegeben. So bietet das Seniorenbüro seit 2007 die Reihe Konzert am Nachmittag an. Seit dieser Zeit werden pro Halbjahr vier Konzerte angeboten. Mein Ziel dabei ist,

8 aktiv dabei

deutlich zu machen, dass es mehr gute Kulturveranstaltungen am Nachmittag geben muss. Die Besucherzahlen zeigen, dass der Bedarf groß ist. Es geht mir aber auch um Lebensqualität bis ans Lebensende, deshalb werden zusätzlich auch Konzerte auf der Palliativstation, dem stationären Hospiz, in Wohnbereichen von stationären Einrichtungen angeboten und erstmals am 16. September ein Konzert am Nachmittag, das bewusst auch Menschen mit Demenz einbezieht. Also alle sind herzlich willkommen.

Auch die Reihe When I get older – Eine neue Kultur des Alter(n)s hat zum Ziel die Auswirkungen der demografischen Entwicklung aufzuzeigen. Am 5. September 2013, um 18 Uhr findet in Verbindung mit dem VHS-Semester-Eröffnungsvortrag eine weitere Veranstaltung zum Thema „Bildung in einer Gesellschaft des langen Lebens“ statt. Dass die Volkshochschule diese Zusammenarbeit möglich gemacht hat, freut mich sehr.

Eine weitere Aufgabe ist die Öffentlichkeitsarbeit des Seniorenbüros. Dazu zähle ich zum Beispiel unsere Zeitschrift „aktiv dabei“, die viermal im Jahr erscheint. Von anfangs vier DIN A 4 Seiten hat sie sich auf den Umfang von zwischenzeitlich 72 erweitert. Auch hier geht es immer um die Einbeziehung. Und wir haben zwischenzeitlich eine Vielzahl von Senioren, die regelmäßig schreiben.

Aber natürlich gehört zu meinen Arbeiten nach wie vor auch die Beratung von Senioren und nach wie vor bin ich Ansprechpartnerin für unsere Ehrenamtlichen.

Wie viele Menschen haben, geschätzt, einen Nutzen von der Arbeit des Seniorenbüros?

Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. Zu unseren Veranstaltungen kamen zum Beispiel 2012 rund 5000 Personen. Aber es suchen uns ja auch

Senioren auf oder rufen einfach an und wollen Informationen. Auch erreichen wir mit unserer Zeitschrift Senioren, die so gar nicht zu uns kommen. Da ich auch in verschiedenen Netzwerken tätig bin, wird darüber die Arbeit des Seniorenbüros natürlich auch bekannt.

Können Sie sich vorstellen, eine andere Tätigkeit als die für die Speyerer Senioren auszuüben?

Ja, das könnte ich mir vorstellen. Aber gleich was ich auch machen würde, immer würde ich den gerontologischen Blick haben, denn diese Arbeit ist mir eine Herzenssache.

Das Gespräch führte Gerd Lenhart

Eine Dokumentation, die zum 20 jährigen Bestehen des Seniorenbirates und des Seniorenbüros erstellt wurde, ist im Seniorenbüro erhältlich.



EIS CAFE DE VICO

Kornigasse 36
67346 Speyer

Telefon 06232/629867
Telefax 06232/629867
E-mail gdevico@live.de

Das ganze Jahr über ohne Winterpause geöffnet!
** Eis und Kuchen aus Eigene Herstellung **

Musik war mir im Leben wichtig

Gespräch mit Frau Margot Follmer, geborene Benz

Wann sind Sie geboren, Frau Follmer?

Ich bin im August 1923 in der Lausitz geboren. Mein Vater Georg Benz, war Werkmeister in einem Aluminiumwerk. Von dieser Firma Lautawerk wurden Häuser gebaut und in einem dieser Häuser bin ich geboren. Das Dorf nannte sich Lautawerk. Der Ort existiert heute noch. Ist jetzt aber größer und nennt sich Lautau. Ein Ort in der ehemaligen DDR.

Meine Mutter, Rosel Benz, geborene Martin stammt übrigens aus Speyer. Auch meine Großmutter, Helene Martin und meine Urgroßmutter, die hieß Handermann und hatte in der Steingasse ein Häusle.

Wie war Ihre Kindheit?

Das erzähle ich Ihnen jetzt gleich. Meine Kindheit war nicht schön, weil meine Eltern, die haben da nicht hingehört. Es

war eine ganz zusammengewürfelte Gesellschaft, von allen Herren Ländern. Aber das einzige was dort sehr gut war, war die Schule. Und zwar hat das Aluminiumwerk in privater Initiative die Schule gebaut. Alles war hochmodern. Da waren damals schon moderne Sportgeräte und wir hatten schöne Pulte. Da hab ich noch ein Foto.

Das war eine gemischte Klasse?

Ja, ja. Das hat es dort überhaupt nicht gegeben, getrennte Klassen. Das war noch die Grundschule und später ist die dann in ein Aufbaugymnasium umgewandelt worden.

Nochmals zu Ihrer Kindheit. Warum war die nicht schön?

Weil das lauter Leute waren, von überall her. Also da war kein Zusammenhalt, das waren alles Zugereiste. Mein Vater hat sich dann auch sehr bald drum bemüht,



wieder da wegzukommen, weil er aus Bayern war. Da wurde in Bayern in Schwandorf bei Regensburg ein Werk gebaut und da hat er sich dann hin versetzen lassen. Da war ich 13 Jahre. Dann sind wir nach Bayern gezogen. Also ich bin ja nicht in Bayern geboren, aber ich habe meine Kindheit und Jugend dort verbracht. In Schwandorf in Bayern. Das ist 40 Kilometer von Regensburg entfernt. Und da hat sich eigentlich mein Leben abgespielt.

Wie hat es sich denn abgespielt?

Das werde ich Ihnen jetzt erzählen. Also, da ist ja dann der Krieg angegangen 1939 und ja, da waren nicht sehr viel Möglichkeiten.

Ich war dann mit der Schule fertig und muss sagen, ich hatte noch eine Tante, Frau Emmel Fuchs, hier in Speyer, die war Klavierlehrerin. Die ganze Familie ist musikalisch gewesen. Bei uns ist sehr viel musiziert worden. Ich hab auch Klavierunterricht gehabt. Und meine Mutter hat eine schöne Sopranstimme gehabt und war im Kirchenchor und hat immer die Soli gesungen. Und da hat sich das dann ergeben, dass ich angefangen habe zu singen. Ich hab dann in Regensburg Gesangsunterricht genommen. Und als ich dann so 17 war, da hab ich mich entschlossen Musik, also Gesang zu studieren, in München auf der Musikakademie. Und das hat dann auch funktioniert. Aber es war alles so schwierig. Im Krieg, da war es genauso wie heute mit der Unterkunft. Ich hab kein Zimmer gehabt und da musste ich in einem Töchterheim, hat das damals geheißen, in einem Zimmer mit vier anderen Mädchen zusammen wohnen. Und da konnte man ja nicht arbeiten und nicht üben und gar nix. Das war 1943.

Wie haben sie trotzdem üben können? Ein bisschen üben mussten Sie doch?

Na ja natürlich. Das war schwierig. Das war nicht gut. Wir haben zwar ein Klavier gehabt, aber da musste man erst fragen, ob man da ran durfte. Da bin ich halt immer in die Akademie gegangen. Aber das war weit. Ich hab in der Franz Josef Straße gewohnt, in München. Und damals, erstens hat man kein Geld gehabt als Student und zweitens war es weit zu laufen. Also es war alles sehr schwierig. Aber das Schicksal hat mir das dann abgenommen. Ich bin am 15. Februar 1943, ja da bin ich nach München gegangen. Und am 7. März glaube ich war das schon... Ach übrigens, am 18. Februar da war ich grad in München und da habe ich die Sache mit den Geschwistern Scholl hautnah miterlebt.

Wie hautnah? Haben Sie davon gehört?

Nicht gehört, erzählt bekommen. Die haben doch Flugblätter in den Hof runtergeworfen, gell. Und eine meiner Hausgenossinnen, die war mit denen zusammen. Die ist heimgekommen und hat erzählt, wie das war. Ja und die sind dann verhaftet worden und dann hab ich an der Litfaßsäule gesehen, dass die zum Tod verurteilt sind und hingerichtet worden sind. Also das war Anfang Februar, so gings los. Und am 7. oder 8. März, da hab ich dann endlich ein eigenes Zimmer gehabt. Dann hat's einen Bombenangriff gegeben und dann war das Zimmer kaputt. Dann musste ich wieder in das Töchterheim, weil ich kein Dach überm Kopf hatte. Das war alles so schwierig. Ich hatte aber auch noch sehr viele Freunde mit der Singerei und ich hatte eine gute Bekannte, die war damals in Reichenberg, das heißt heute Liberec in Tschechien, war die im Theaterchor und der hab ich geschrieben. Und da hat sie gesagt, komm doch zu uns, hier hast du Ruhe, da kannst du privat weiter studieren. Und ich manage das. Du kannst zu uns in den Chor kommen. Und da hat die das tatsächlich gemacht und dann bin ich dahingefahren und hab vorgesungen. Und war ab dem 1. August 1943 in

Liberec, im Chor, im Theater, das hieß damals Gauthheater und habe dort studiert. Und habe dort immer so kleine Nebenrollen bekommen. Das war jedenfalls meine Laufbahn. Ich war ja gerade 20. Ja, 1943, das war ein wunderschönes Jahr. Da haben wir Theater gespielt und das war alles herrlich, weil man dort, vom Krieg eigentlich nicht viel gemerkt hat. Komischerweise. Wir hatten nur tschechische Männer im Chor. Die Deutschen waren alle im Krieg.

Und an anderer Stelle hat der Krieg getobt. Haben Sie Geschwister?

Einen Bruder. Der ist gefallen.

Können Sie sich noch erinnern als die Nachricht kam?

Oh ja. Das hab ich in Empfang genommen 1942, das war ein Samstag, da wollte ich zur Gesangsstunde nach Regensburg. Da ist mittags gerade der Postbote gekommen. Die Post kam damals noch zwei Mal. Der hat was in den Briefkasten getan. Da hab ich's rausgeholt. Das war der Brief vom Regiment. Den hab ich wieder raufgetragen. Mein Vater hat ihn aufgemacht. Dann war das die Mitteilung „Wir müssen ihnen leider mitteilen, dass ihr Sohn am Ilmensee, gefallen ist“. Er war Gebirgsjäger. Na ja, so war das. Aber da waren wir nicht die einzigen, das war rundum. Die ganzen Schulfreunde von meinem Bruder sind alle gefallen.

Wie ging es mit Ihrer musikalischen Laufbahn dann weiter?

Ich bin in Urlaub gewesen, weil Theaterferien waren, im August. Und als ich wiedergekommen bin, das war 1944, da hat der Hitler den totalen Krieg ausgerufen. Die Theater wurden geschlossen. Die Männer mussten in den Krieg und wir Frauen mussten alle in die Rüstung. Na ja, das war so. Und ich bin eine Woche da am Fließband gewesen und ich konnte nicht stehen. Meine Güte meine Beine,

was hab ich denn nur? Ich habe keine Kraft in den Beinen. Und dann bin ich zum Arzt gegangen. Und der, ich find nix. Haben sie mich nach Görlitz, zur Nervenärztin geschickt. Die hat auch nichts gefunden. Meine Mutter war ja immer informiert, weil man ab und zu telefonieren konnte. Und da hat meine Mutter sich auf den Weg gemacht und gesagt: „Du kommst jetzt nach Hause. Du bleibst nicht dort“. Und dann hat sie mich geholt.

Wir sind dann nach Schwandorf. Man hat Kinderlähmung festgestellt. Aber das stimmte gar nicht. Meine Güte und was hab ich da alles bekommen. Das hat ein ganzes Jahr gedauert. Es ging gar nichts mehr richtig. Mit der Zeit hat das nachgelassen und es kam heraus, dass ich ein Medikament bekommen hatte. Dadurch hatte ich Lähmungserscheinungen in den Beinen. Das waren die Nebenwirkungen. Das hat dann wieder nachgelassen. In der Zwischenzeit war ja der Krieg aus. Und dieses Schwandorf war kaputt bombardiert. Und da habe ich einen Bombenangriff nochmals miterlebt.

Das war sicher schlimm?

Das war ganz schrecklich. Das war ganz schrecklich, wirklich. Na ja und da war also mit Theater nichts. Ich hätte sofort wieder in Regensburg anfangen können, aber da ist kein Zug gegangen und als dann ein Zug gegangen ist, dann ist der abends, ich musste ja warten bis die Vorstellung aus ist, nicht mehr gefahren. Ich hatte da nämlich einerseits Glück, dass der Regisseur, der bei uns die letzte Oper inszeniert hat, der war nach dem Krieg in Regensburg Intendant und der hat mich wiedererkannt und hat gesagt: Sie können sofort dableiben. Aber ich konnte nicht, weil in Regensburg, da waren die Amerikaner, die haben jedes freie Zimmer besetzt und da hatte ich keine Unterkunft und heimfahren konnte ich nicht, da ist kein Zug gegangen. Also war nix. Na ja dann bin ich auf Tournee gegangen.

Mit wem sind sie auf Tournee gegangen?

Ach das waren damals ganz Unbekannte. Da haben sich immer ein paar Künstler zusammengetan. Da war einer, das war ein solcher, ich weiß gar nicht wie ich den nennen soll. Das waren auch nur Geschäftemacher, die haben die Schauspieler und Sänger zusammengestellt und haben da eine Tourneebühne zusammengestellt und haben das Geld kassiert. Wir haben Tagesgage bekommen. Das war manchmal nicht genug, dass wir essen konnten. Es war einfach bloß, dass man was zu tun hatte.

Auf jeden Fall waren wir jeden Tag woanders und dann war in keinem Gasthaus Licht. Die hatten alle die Birnen rausgedreht, weil's keine gegeben hat, war alles geklaut. Kein Licht, kein Besteck, wenn man am Tisch gegessen hat. Also es war fürchterlich. Und das habe ich ein Jahr mitgemacht und dann habe ich mir eine ganz fürchterliche Hepatitis geholt. Und da war ich sieben Wochen gelegen. Und dann war ich fertig. Da hab ich 10 Kilogramm abgenommen in der Zeit. An singen war überhaupt nicht zu denken. Ich hatte gar keine Kraft mehr. Aber ich hab, in dem letzten Engagement das ich noch hatte, hab ich meinen späteren Mann kennengelernt. Der hatte zwei Berufe. Der war einerseits Grafiker und andererseits war er Schauspieler und Regisseur. Ich war bei der Operettenbühne und er hat beim Schauspiel gearbeitet. Da bin ich zufällig mal in eine Probe gekommen und da haben wir uns kennengelernt. Und ein Jahr später haben wir uns wieder getroffen. Da war das Theater zu. Hatte niemand mehr Arbeit. Er nicht und ich nicht. Und dann waren wir daheim bei meinen Eltern. Er hat dann versucht wieder als Grafiker zu arbeiten. Aber das war mit meinem Mann sehr

schwierig, weil er krank aus dem Krieg gekommen ist.

Wann haben Sie geheiratet?

Wir haben erst 1953 geheiratet. Vorher hatte mein Mann keine feste Anstellung. Er hat dann wieder als Grafiker gearbeitet, aber es ist nicht lange gut gegangen. So fünf Jahre. Dann ist er so krank geworden, dass er nicht mehr arbeiten konnte. Ich war 15 Jahre verheiratet und 10 Jahre davon war mein Mann ein Pflegefall.

Das war sicher sehr hart für Sie?

Na ja. Dann sind meine Eltern gestorben. Und es war kein Einkommen. Ich musste mich um meinen Mann kümmern. Das war alles sehr schwierig.

Wo haben sie gewohnt?

In Schwandorf. Immer noch da in Schwandorf. Und dann war's so, dass ich mir sagte, ich muss irgendetwas versuchen. Und da habe ich auch wieder so einen Missgriff getan. Es ist aber zum Glück geworden. Ich hatte einen Bekannten und der hat gesagt, du kannst kommen. Ich habe einen Waschlalon. Bin ich tatsächlich in den Hunsrück. Das war eine Katastrophe. Was ich da alles hätte tun sollen. Für meinen Mann hätte ich keine Zeit mehr gehabt. Da hat mein Mann gesagt: Das kannst du dir nicht bieten lassen, geh in die Gewerkschaft. Dann bin ich in die Gewerkschaft, die haben Klage eingereicht. Dann ist der verklagt worden. Da hat er mich sofort entlassen. Ich hatte aber eine Wohnung von ihm. Ich habe überhaupt nicht mehr gewusst, was ich tun soll. Das letzte war dann, da habe ich überhaupt nicht mehr weiter gewusst, dass ich einen Verwandten angerufen und gesagt habe: Jetzt weiß ich nicht mehr weiter. Jetzt muss ich mich umbringen. Da hat er gesagt: Immer langsam, gell. Und dann hat es nicht lang gedauert, weil, ich musste die Wohnung räumen und am Wochenende steht ein Möbelwagen da. Da hat mich mein On-

kel mit Sack und Pack nach Speyer geholt. Da war dann auch schon eine Wohnung, die hat er auch schon besorgt gehabt. Die alten Rottmanns, die haben draußen im Gottfried Rennweg eine Eigentumswohnung gehabt. Die war frei und das waren zwei Zimmer, Bad und Küche, wunderschön. Und da hat er gesagt, die könnt ihr haben. Also haben wir eine schöne Wohnung gehabt. Es war alles wunderbar.

Das war 1968 im August. Und dann, ja dann hat mir mein Onkel eine Stelle besorgt. Damals war VFW noch und er hat die ganzen Direktoren als Patienten gehabt und da hat er seine Beziehungen spielen lassen und da bin ich dann ins Büro gekommen. Und da habe ich 13 Jahre bei VFW im Büro gearbeitet. Aber mein Mann ist leider nach einem halben Jahr gestorben. Der war dann den ganzen Tag allein. Aber ich musste ja arbeiten. Wir mussten ja leben.

Das war eine harte Zeit!

Das war nicht schön. Also ich red da gar nicht gern drüber, aber es ist halt mein Leben.

Haben Sie Kinder?

Nein. War nicht möglich. Ich wollt immer drei Kinder. Meine Mutter hat immer gesagt: Du kannst dem lieben Gott danken, dass du keine Kinder hast. Der Mann macht dir Arbeit bald wie drei Kinder. Na ja so war das halt. Ja nach einem halben Jahr ist mein Mann gestorben. Er hat immer keine Luft bekommen. Er hatte ein Emphysem. Das hat er aus dem Krieg mitgebracht. Der Arzt sein Kamerad, der war so blöd, der hat nicht gesagt, geh hin und melde das als Kriegsschaden. Wie dann der erste Lungenfacharzt das in die Finger bekommen hat, der hat gesagt, „was und der Kollege hat gesagt, sie sollen das nicht melden? Wir müssen einen Versuchsballon starten.“ Und da war die Frist um ein halbes Jahr überschritten.

Also das ist nicht mehr anerkannt worden. Man hat keine Rente bekommen. Also ich habe mit nix dagestanden.

Musik ist ihnen wichtig. Als sie hier in Speyer gearbeitet haben, konnten Sie da musizieren?

Da hatte ich keine Zeit mehr. Ich hab mir zwar ein Klavier gekauft, aber ich war abends so fertig. Das war ja auch alles so fremd. Mein Mann ist gestorben als ich 45 war. Wir sind gerade nach Speyer gekommen. Da war ich 45 und nach einem halben Jahr ist mein Mann gestorben. Und da musste ich mich da rumreißen. Ich hatte für gar nichts mehr Interesse. Und wenn ich nach Hause gekommen bin, da war der Fernseher aber sonst nichts.

Na ja, aber dann habe ich ja gearbeitet und dann ging's ganz gut. Und na ja und dann ist er gestorben und ich habe hier 13 Jahre gearbeitet. Aber ich bin in Speyer nie warm geworden, obwohl ich hier in Speyer immer meine Großmutter besucht habe.

Aber sie sind immer noch hier?

Der Not gehorchend. Bei VFW konnte man vorzeitig aufhören. Da hab ich gesagt, jetzt ist Schluss. Damals konnte man mit 60 schon in Pension gehen. Und dann hab ich, 1981, da hab ich gesagt: So ein Möbelwagen her, nix wie heim nach Schwandorf. Dann bin ich sofort umgezogen. Ach das war dann die schönste Zeit. Ich hatte mein's. Ich konnte gerade machen was ich wollte. Und dann bin ich viel gereist.

Aber jetzt ist es so, jetzt bin ich halt doch schon alt und habe keine Angehörigen mehr. Ich habe nur noch die Cousine hier in Speyer und eine in Dortmund. Und die in Speyer ist die jüngste. Und wenn ich in Schwandorf irgendetwas hatte, dann musste die immer mit dem Auto rüberfahren, weil ich da niemanden hatte und da musste die herhalten. Ich bin in den letzten Jahren ein paar Mal im Krankenhaus gewesen. Dann geh ich halt nach Speyer. Die muss

mich ja unter die Erde bringen. Und das war eigentlich mein Grund.

Wie lange sind sie schon hier?

Jetzt sind es schon wieder vier Jahre. So das war's

Jetzt habe ich noch ein paar Fragen zu Ihrem heutigen Leben. Wie geht es Ihnen gesundheitlich? Können Sie noch unterwegs sein?

Nicht sehr gut. Ich kann ohne Rollator überhaupt nicht laufen, weil mein Gleichgewicht gestört ist. Also ich muss immer etwas haben, wo ich mich festhalten kann.

Sind sie auch alleine unterwegs?

Das mache ich, wenn ich net müd bin. Immerhin die 90 spürt man ja doch, gell.

Gibt es einen Wunsch für ihre Zukunft?

Das ist eine schwierige Frage. Das kann ich nicht beantworten, weil, ich habe keine Freude mehr am Leben. Ich würde am liebsten morgen sterben. Aber der liebe Gott tut mir den Gefallen nicht.

Warum haben Sie keine Freude mehr am Leben?

Sagen Sie mal was tue ich denn hier? Ich kann ja nichts mehr tun. Was soll ich denn machen. Ich sitz hier in meinem Zimmer. Zum Glück habe ich meine elektrische Großmutter (lacht), mein Fernseher, die mir Märchen erzählt.

Sie bräuchten mehr Gesprächspartner.

Natürlich. Ich müsste was Produktives haben. Aber mit 90 da kann man ja nichts mehr anfangen.

Was würde Ihnen Freude machen?

Ach, musizieren. Aber das ist alles illusorisch, weil, die Stimme macht nicht mehr mit. Es sind alles Sachen, die nur noch begrenzt möglich sind. Es gibt Leute, die

sind nett, die nehmen mich mal mit ins Konzert, aber ich kann ja nicht richtig laufen. Dann bin ich immer ein Handicap für die, die mich mitnehmen. Das kann man auch niemandem zumuten.

Was würden sie an Lebenserfahrung gerne an junge Menschen weitergeben?

Tja, das ist schwierig zu sagen, es kommt immer auf die Situation an. Sie sollen lernen, lernen und nicht sagen, das kann ich nicht. Lieber was anderes versuchen, wenn das eine nicht geht. Und sie sollen ein bisschen bessere Manieren haben. Da lässt's furchtbar zu wünschen übrig.

Was war ihnen in ihrem Leben wichtig? Worin lag der Sinn ihres Lebens?

Wichtig war mir eigentlich immer die Musik. Und sonst, meine Güte. Ich bin in einer schwierigen Zeit jung gewesen. Da konnte man keine Pläne schmieden. Das war nicht.

Ganz herzlichen Dank Frau Follmer, dass Sie so offen aus Ihrem Leben berichtet haben. Ich wünsche Ihnen noch viel Freude an allem Schönen und der Musik.

Ria Krampitz

Konzert am Nachmittag

im Historischer Ratssaal jeweils um 15 Uhr

Mittwoch, 30. Oktober 2013
Los Poseidos (die Besessenen)
Tango Nuevo á la Francaise

Donnerstag, 28. November 2013
Melodien im Wandel der Zeit

Mittwoch, 11. Dezember 2013
Sambas & Chorinhos do Brasil
Nativa Brasileira Band

Echte 50-Cent für eine Sache, die echten Einsatz verlangt



„Menschen, die beruflich oder privat andere Menschen pflegen, sind die wahren Helden der Gesellschaft“, sagte die Vorsitzende der rheinland-pfälzischen Pflegegesellschaft, Solveigh Schneider von der Diakonie Pfalz. Gestern machte die Pflegegesellschaft mit ihrer neuen Kampagne Station in Speyer - und brachte dabei allerhand Münzgeld unter die Leu-

te. Nicht, weil die Pflegegesellschaft zu viel davon hätte, sondern um auf das Thema Pflege aufmerksam zu machen.

Und das gelang. Ungläubiges Staunen in der Domstadt: Das Geld liegt auf der Straße, man muss sich nur bücken und die bedruckten 50-Cent-Münzen aufheben. Wer es schaffte, las auf der Rückseite: "Wenn Sie zu alt sind, um das selbst aufzuheben, sind wir für Sie da. Die Altenpflege. Pflege-signal.de."

„Kaum etwas erregt mehr Aufmerksamkeit als Geld, das auf der Straße liegt. Das wollen wir nutzen, um auf die Herausforderungen im Pflegebereich aufmerksam zu machen“, erklärte Schneider. Diese Herausforderungen sind groß: Fehlten im Jahr 2010 in rheinland-pfälzischen Pflegeheimen 965 Altenpflegerinnen, werden es nach Hochrechnungen 2020 bereits etwa 3000



sein. Über 57.000 alte und kranke Menschen - rund die Hälfte aller Pflegebedürftigen - werden zuhause von Angehörigen gepflegt. Ein Kraftakt, insbesondere für Frauen, die in der Regel in den Familien die Pflege leisten. Die Kampagne will Angehörige informieren und beraten, welche Unterstützung durch Fachkräfte angeboten

wird. Zudem sollen durch die Aktion Nachwuchskräfte gewonnen werden.

„Wenn sich auch nur ein Teil der Finder Gedanken über dieses wichtige Thema macht, dann hat sich unsere Aktion gelohnt“, verdeutlichte Solveigh Schneider.

Diese Rechnung ging auf. Menschen blieben stehen und kamen ins Gespräch. Die meisten konnten von Erfahrungen mit dem Thema aus ihrem unmittelbaren Umfeld berichten. Vor allem die mangelnde Wertschätzung des Pflegeberufs und die hohen Kosten für die Pflege wurden von vielen Passanten beklagt.

Bürgermeisterin Monika Kabs freute sich, dass die außergewöhnliche Kampagne in Speyer Station machte. „Echte 50-Cent-

Münzen sind angebracht, um auf eine Sache aufmerksam zu machen, die echten Einsatz verlangt“, sagte Kabs.

Werner Schwartz, Vorsteher der Diakonissen Speyer-Mannheim sagte: „Pflege findet im Verborgenen statt. Man sieht davon draußen nicht viel. Deshalb sind solche Aktionen enorm wichtig. Sie tragen die Pflege in die Öffentlichkeit.“ Es sei wichtig zu zeigen, welche gute Arbeit im Bereich der Pflege geleistet werde, aber auch, „dass noch viele Wünsche offen sind, insbesondere angesichts eines Pflegenotstands, von dem wir noch nicht wissen, wie wir ihn bewältigen können.“

Schwartz und Schneider wandten sich zudem gegen die unzutreffenden, verkürzenden bis kriminalisierenden Darstellungen der Pflege und des Pflegeberufs in der Öffentlichkeit. „Hier ist ein realistisches Umdenken nötig“, mahnte Schwarz. Das Thema Pflege verdiene Unterstützung und die Pflegenden Wertschätzung, anstatt als Talkshow-Aufreger verheizt zu werden.

Solveigh Schneider



Erfahrungen und Informationen waren wichtig

Erster Fachtag Demenz in Speyer ein Erfolg

Rund 115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer besuchten den ersten Fachtag Demenz in Speyer. Für die 2007 gegründete Arbeitsgruppe Demenz ein Erfolg. Im vollbesetzten Historischen Ratssaal war die Aufmerksamkeit der Interessierten groß.

Mit drei Schwerpunkten am Vormittag zu den Themen

- Ambulant betreute Wohngruppe
- Ernährung und
- Technikeinsatz bei Menschen mit Demenz

bekamen die Besucherinnen und Besucher Informationen über neueste Entwicklungen und Forschungsergebnissen.



Frau Stephanie Mansmann von der Landesberatungsstelle PflegeWohnen der Landeszentrale für Gesundheitsförderung informierte über gesetzliche Grundlagen zur Gründung einer ambulant betreuten Wohngruppe und berichtete über ihre Erfahrungen.

Jeder möchte so lange wie möglich zu Hause leben. Damit dies möglich ist, müssen die Rahmenbedingungen stimmen. Es heißt immer ambulant vor stationär. Dieses Ziel ist wichtig und jeder von

uns wünscht sich das. Allerdings bedeutet dies nicht automatisch, dass dadurch Kosten gespart werden. Stephanie Mansmann machte in ihrem Vortrag deutlich, dass dies nicht immer so ist.



Katharina Stapel, die im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Ernährung e.V. zum Thema „Ernährung bei Demenz im häuslichen und stationären Bereich referierte, machte immer wieder deutlich, dass wir uns nach den Bedürfnissen der Betroffenen richten müssen. In schwierigen Situationen ist es wichtig die richtigen Fragen stellen zu können. Wir müssen unsere kulturellen Vorstellungen zur Seite legen und das Anderssein von Menschen mit Demenz akzeptieren. Fühlt sich ein Betroffener verstanden, dann bekommt man einen Zugang und es ist eher möglich, dass der Bewohner oder der pflegebedürftige Angehörige isst und trinkt.

In der Arbeitsgruppe Demenz Speyer arbeiten rund 20 Organisationen zusammen. In gemeinsamer Arbeit wurde der Wegweiser Demenz erstellt, der zwischenzeitlich auch in Türkisch vorliegt. Der Wegweiser ist auch im Seniorbüro erhältlich.



Birgit Kramer vom Netzwerk Altersforschung Heidelberg referierte zu „Technikeinsatz in der Betreuung und Pflege von Menschen mit Demenz – Fluch oder Segen“. In ihrer wissenschaftlichen Untersuchung konnte sie zeigen, dass Angehörige bereit sind auch Technik einzusetzen, wenn sie eine Verbesserung für das Leben ihres demenziell veränderten Angehörigen und für sich sehen. Große Vorbehalte gibt es bei Fachleuten. So fehlen viele Informationen. Es ist einfach nicht bekannt, was es bereits alles gibt und für was die Technik eingesetzt werden kann.

Gleich zu Beginn ihres Vortrages machte Frau Kramer darauf aufmerksam, dass die Technik nicht die Menschen ersetzen kann und soll.

In den drei Workshops am Nachmittag zu den Themenschwerpunkten wurden die Themen ausführlich diskutiert, weitere Praxisbeispiele vorgestellt und überlegt, wie eine Umsetzung der neuen Erkenntnisse in Speyer aussehen kann.

Michael Spieß von der Stadtverwaltung wird eine Arbeitsgruppe gründen, um an der Realisierung einer ambulant betreuten Wohngruppe zu arbeiten. Beispiele aus der Praxis wurden im Workshop von Frau Walburga Wieglerling von Pflege aktiv 24 Landau und Frau Renate Borgwald von der Demenz-Wohngemeinschaft Langen vorgestellt. Sie konnten zeigen,

dass die Umsetzung von neuen Ideen sehr wohl geht. Allerdings benötigt man Zeit, Geduld und einen langen Atem.

Das Thema Ernährung, so Renana Halisch, die diesen Workshop moderierte, ist ein zentrales. Es soll nun erneut in Fortbildungen und Kochkursen aufgegriffen werden. Katharina Stapel, die auch im Workshop ihre Erfahrung weitergeben konnte, machte deutlich, dass auch das Auge mitisst. Bei püriertem Essen weiß man nicht was man isst. Ihr praktisches Beispiel, indem sie die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Püriertes kostenlos, bestätigte dies.

Technik Fluch oder Segen wurde auch im dritten Workshop unter der Moderation von Angelika Schach vom AWO-Seniorenhaus Burgfeld heftig diskutiert. Anfängliche Skepsis gegenüber der Roboterrobbe legte sich schnell, nachdem die Besucherinnen und Besucher sie einmal im Arm hielten und streichelten. Lynn Schelisch von der Technischen Universität Kaiserslautern stellte PAUL vor und Frau Stefanie Selic die Roboterrobbe. „Es fehlt einfach an Informationen. Ich würde mir mehr solcher Veranstaltungen wünschen,“ so eine Angehörige am Ende der Veranstaltung.

Ria Krampitz

Weil Zuhause mein Leben ist.
Testen Sie uns, mit unseren:

- Menüservice
- Hausnotrufservice



**Deutsches
Rotes
Kreuz**

Kreisverband Speyer e.V.
Telefon 0 62 32 / 60 02-0

Der neue Schwerbehindertenausweis

Die Pflegestützpunkte informieren

Seit Januar 2013 neuer Ausweis

Der neue Schwerbehindertenausweis und neue Regelungen bei der Freifahrt
Seit Januar 2013 gibt es in Rheinland Pfalz den Schwerbehindertenausweis in einer neuen Form. Der neue Ausweis hat Scheckkartenformat und ist daher deutlich benutzerfreundlicher als sein Vorgänger. Wie bisher ist der Ausweis grün bzw. grün/orange und enthält ein Bild des Ausweisinhabers sowie ein Vermerk über den Grad der Behinderung und ggf. vorhandene Merkzeichen.

Wer noch einen alten Ausweis besitzt muss diesen aber nicht zwingend umtauschen lassen. Allerdings werden die alten Ausweise nicht mehr verlängert, sondern dann durch einen neuen ersetzt.

Änderung bei Freifahrt

Weiterhin trat auch eine Änderung bei der sogenannten Freifahrt in Kraft. Schwerbehinderte Menschen mit dem Merkzeichen G, aG, H, BL oder GI können beim Versorgungsamt eine Wertmarke erwerben und damit Freifahrt im öffentlichen Personennahverkehr in Anspruch nehmen. Seit September 2011 können Reisende mit einer Behinderung zu deutlich besseren Bedingungen mit der Deutschen Bahn fahren. Sämtliche Regionalzüge und S-Bahnen können mit einem Schwerbehindertenausweis und ergänzender Wertmarke bundesweit kostenlos genutzt werden. Einen Fahrschein muss für die jeweilige Fahrstrecke nicht mehr gelöst werden. Diese Regelung gilt in ganz Deutschland.

Die Wertmarke kostet jährlich 72 Euro, der Preis für die Halbjahreskarte beträgt 36 Euro. Folgende Personen erhalten die Wertmarke auf Antrag unentgeltlich:

Schwerbehinderte Menschen mit dem Merkzeichen BI oder H

Bezieher von Grundsicherung für Arbeitssuchende nach dem SGB II

Personen die Hilfe zum Lebensunterhalt bzw. Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung nach dem SGB XII erhalten
Schwerkriegsbeschädigte und Personen mit Merkzeichen VB oder EB, die mindestens seit dem 01.10.1979 wegen ihrer Schädigung die Freifahrtberechtigung haben.

Ansprechpartner bei Schwerbehinderung

Hilfe bei Fragen rund um das Thema Schwerbehinderung gibt es beim Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung in Landau im Bürger-Service Büro unter der Nummer: 06341- 26-207.

Pflegestützpunkte informieren

Ihre Ansprechpartnerinnen in den Pflegestützpunkten

Bahnhofstraße 39

67346 Speyer

Tel. 06232-672420

Patricia Wilhelm

p.wilhelm@pfligestuetzpunkt-speyer.de

Brigitte Walther-Lotz

b.walther-lotz@pfligestuetzpunkt-speyer.de

Kleine Gailergasse 3

67346 Speyer

Tel. 06232-604-788

Bettina Schimmele

b.schimmele@pfligestuetzpunkt-speyer.de

Gabi Ewald
g.ewald@pflugestuetzpunkt-speyer.de

Carmen Bouquet
c.bouquet@pflugestuetzpunkt-speyer.de



Weitere Informationen und Unterstützung bei der Antragstellung erhalten sie darüber hinaus auch bei den Pflegestützpunkten:

Die Pflegestützpunkte sind wohnortnahe Beratungsstellen für kranke, behinderte oder ältere Menschen und deren Angehörige.

Zur Beratung machen die Kolleginnen auch Hausbesuche. Die Beratung ist kostenlos und neutral.

Nachbarschaftshilfe Speyer

Die Ökumenische Sozialstation e.V., das AHZ A. Lutz und das Seniorenbüro Speyer haben gemeinsam die Nachbarschaftshilfe in Speyer initiiert.

Die Nachbarschaftshilfe ist eine Ergänzung des Angebotes der vorhandenen ambulanten Dienste, für kranke, ältere und behinderte Menschen und deren Angehörige.

Beispiele aus den möglichen Einsatzbereichen sind:

- Stundenweise Betreuung zur Entlastung pflegender Angehöriger
- Begleitung zu Veranstaltungen
- Stundenweise Betreuung von Menschen mit Demenz
- Kleinere Hilfestellungen im Alltag (Rollläden hochziehen, Post aus dem Briefkasten holen)
- Hilfestellung während und nach Krankenhausaufenthalten (Blumen gießen, Haustier versorgen u.a.)
- Telefonischer Kontakt nach Kur, Krankenhausaufenthalt u.a.)

Wenn Sie helfen möchten oder Hilfe benötigen, dann wenden Sie sich bitte an:

- Ökumenische Sozialstation e.V., Tel.604788
- AHZ A. Lutz, Tel. 672420
- Seniorenbüro, Tel. 621050



Wenn Autofahren zur Gefahr wird

Oftmals eine Belastung für Angehörige

Trotz der Diagnose Demenz weiterhin ans Steuer – dieser Situation beschäftigt und belastet viele Angehörige von Betroffenen. Wie bringt man den Partner oder Elternteil dazu, das Autofahren aufzugeben, wenn er nicht mehr dazu in der Lage ist, sicher zu fahren? Viele von Demenz betroffene Menschen sehen die Aufforderung, das Autofahren zu unterlassen als deutlichen Einschnitt ihrer Kompetenzen und ihrer Selbstständigkeit und tun sich schwer damit.

Was belastet Angehörige besonders?

Wenn Menschen mit der Diagnose Demenz weiter Auto fahren, werden Angehörige häufig erheblich von Sorge und Belastungen geplagt:

Sie sind unsicher, wie sie die tatsächliche Fahrtauglichkeit des Betroffenen einschätzen sollen, und wie die gegenwärtige Rechtslage ist.

Sie haben Angst vor Gefährdung anderer Verkehrsteilnehmer und des Betroffenen und fürchten haftungsrechtliche Folgen. Sie scheuen sich davor, dem erkrankten Angehörigen seine Unabhängigkeit nehmen zu müssen und ihn in seinen Kompetenzen zu beschneiden. Zugleich fürchten sie heftige emotionale oder tätliche Reaktionen des Betroffenen, wenn sie versuchen, ihn vom Fahren abzuhalten.

Sie leiden unter fehlender Unterstützung und unklaren Auskünften von Ärzten oder Behörden, wissen nicht, an wen sie sich wenden können und fühlen sich in hohem Maße verantwortlich und zugleich hilflos.

Was können Angehörige tun?

Eine gezielte Beratung durch den behandelnden Hausarzt oder Neurologen kann für Angehörige bereits eine große Unterstützung darstellen. Manchmal ist es hilfreich, den Betroffenen selbst in das Gespräch mit einzubeziehen, da der Wille zur Einsicht gegenüber Ärzten häufig höher ist als gegenüber Partnern oder Kindern.

Um die Fahrtauglichkeit und mögliche Gefahren besser abschätzen zu können, sollten Angehörige folgende Überlegungen für weitere Schritte einbeziehen:

- Fährt der Betroffene kontrolliert und in Begleitung auf kurzen, weniger verkehrsreichen Straßen oder völlig unkontrolliert?
- Wie reagiert er in komplexen und schwierigen Situationen? Wirkt er überfordert oder aufgeregt?
- Wann tritt Ermüdung ein/wie schnell lässt die Konzentration nach?
- Hilfreiche Lösungen können besser gefunden werden, wenn man die Bedeutung des Autofahrens für den Betroffenen und seine individuelle Persönlichkeit genauer betrachtet:
- Was ist dem Betroffenen wichtig, was stützt sein Selbstwertgefühl?
- Wie reagiert er generell auf Veränderungen und Einschränkungen?
- Wie vernünftig und einsichtsfähig ist er? Wer aus seinem Umfeld hat noch am ehesten Einfluss auf Ihn?

Welche Strategien können hilfreich sein, den Verzicht aufs Autofahren zu erleichtern?

Gemeinsames Nutzen und Einüben von anderen Fortbewegungsmitteln wie Bus,

Bahn oder Taxi kann sinnvoll sein, vor allem, wenn diese zuvor von Betroffenen eher selten genutzt wurden.

Diese neue Art sich fortzubewegen erzeugt häufig Unsicherheit und Ängste, da Menschen mit Demenz in der Regel Schwierigkeiten haben, sich in neue Situationen einzufinden. Hier kann es hilfreich sein, Betroffene durch den Kauf einer Monats- oder Jahreskarte auch finanziell zu unterstützen, da Menschen mit Demenz durch neu auftretende Ausgaben zusätzlich in Sorge geraten, nicht mehr genügend Geld zu haben. Ebenso bewahrt die Monats- oder Jahreskarte vor einer Überforderung am Fahrkartenautomat oder beim Bezahlen beim Fahrer.

Positiv bewerten

Man kann versuchen, das Beenden des Autofahrens mit dem Betroffenen positiv zu bewerten, z.B. „du siehst viel mehr, wenn du mit Bus und Bahn unterwegs bist“ oder „dein Enkel kann dein Auto sicherlich gut gebrauchen, er könnte sich selbst ja gar keins leisten“.

Alternativer Aktivitäten sollten gemeinsam entwickelt werden. Spaziergänge oder kleine Wanderungen können dem Betroffenen Kompetenzgefühle und Wertschätzung vermitteln. Auch gemeinsame sportliche Aktivitäten wie z.B. Schwimmen oder die Teilnahme an einer Sportgruppe können zur Stabilisierung des Selbstwertgefühles beitragen. Selbst Fahrradfahren auf Rad- und Feldwegen funktioniert bei einer Demenzerkrankung häufig noch erstaunlich gut – ggfls. kann hier auch ein Tandem genutzt werden.

Angehörige können sich Unterstützung suchen. Es kann hilfreich sein, mit Hilfe von anderen Personen wie z.B. Familienangehörigen, Ärzten, der Polizei gemeinsam Gespräche mit dem Betroffenen zu

führen und an seine Einsichtsfähigkeit zu appellieren.

Kreative Lösungen sind wichtig

Etwas andere, „kreative“ Lösungen stellen häufig den einzigen Weg dar, damit Menschen mit Demenz aufs Autofahren verzichten. Angehörige können beispielsweise den Motor manipulieren, damit das Auto nicht mehr anspringt, den Autoschlüssel verstecken oder das Auto bei Verwandten abstellen. Meistens funktionieren diese Lösungen aber nur, wenn der Betroffene die Erklärungen annimmt oder bereits sehr vergesslich ist.

Auch das Umfeld betroffener Familien kann behilflich sein. Generell müssen Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen dabei unterstützt werden, die Krankheit und die damit einhergehenden schmerzhaften Verluste und Veränderungen von Fähigkeiten, Lebensgewohnheiten und Rollenkonstellationen anzunehmen. Oftmals können Gespräche und emotionale Unterstützung dazu beitragen, wieder etwas Ruhe in konfliktträchtige Situationen zu bringen, bewusst, zielgerichtet und überlegt zu handeln und sich nicht zunehmend aufzureiben.

Als letzte Möglichkeit, wenn Betroffene gar nicht aufs Fahren verzichten wollen, können Angehörige mit der Führerscheinstelle Kontakt aufnehmen und eine Fahrtauglichkeitsprüfung veranlassen. Dies ist möglich, sofern eine Demenz ärztlich diagnostiziert ist. Auch ein Arzt, der das Autofahren für einen demenzerkrankten Patienten aufgrund des hohen Risikos für diesen und andere Menschen mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren kann, kann im äußersten Falle die Schweigepflicht brechen und sich an die Führerscheinstelle wenden. Von der Führerscheinstelle werden dann ein ärztliches Gutachten einer Begutachtungsstelle und

gegebenenfalls eine Fahrprobe eingeleitet.

Häufig zeigen sich Betroffene im Verlauf dieses Prozesses doch einsichtsbereit und geben den Führerschein von selbst ab, oder sie bekommen ihn letzten Endes entzogen. Verweigern Betroffene diese Prüfung, die auf freiwilliger Basis beruht, kann ihnen auch aufgrund dessen der Fahrerlaubnis entzogen werden. Die gesamte Situation ist allerdings für alle Beteiligten sehr belastend und sollte nur als allerletztes Mittel in Betracht gezogen werden.

Weitere Informationen

Weitere Informationen und Beratung erhalten Sie bei der

Schwerpunkt Beratungs- und Koordinierungsstelle Demenz im AHZ A. Lutz, Bahnhofstraße 39, in Speyer,

Ansprechpartnerin

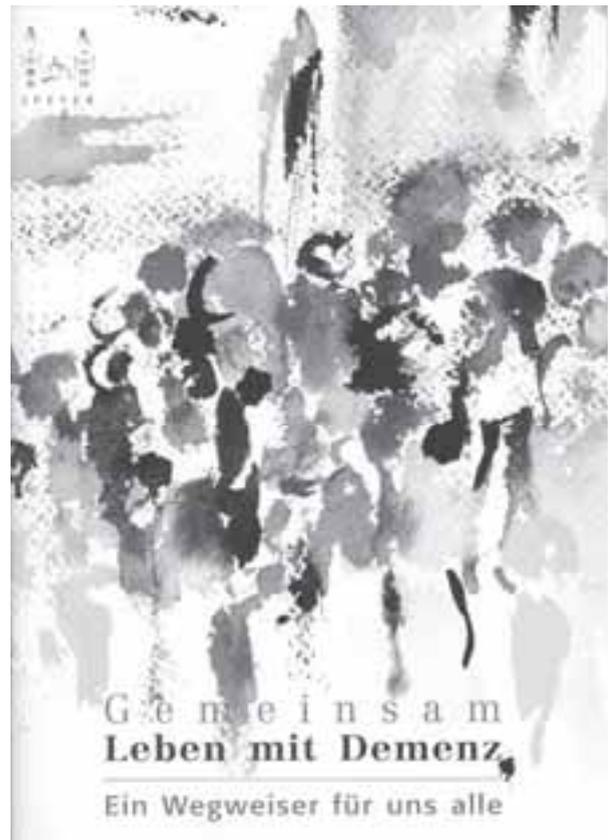
Anke Nader

Tel.: 06232/672421

E-Mail: a.nader@pfligestuetzpunkt-speyer.de



(Quelle: Verkehrssicherheit und Demenz – 34. Workshop des „Zukunftsforum Demenz“, Hrsg. Prof. Dr. med. Ingo Fügen)



Der Wegweiser Demenz, der auch in Türkischer Sprache vorliegt, ist im Seniorenbüro, den Pflegestützpunkten und der Schwerpunkt Beratungs- und Koordinierungsstelle Demenz erhältlich. Er enthält wichtige Informationen, Adressen und Ansprechpartner zum Thema Demenz.

PHYSIOTHERAPIE IN SPEYER

KRANKENGYMNASTIK MASSAGE
Wir machen gerne auch
HAUSBESUCHE

Schustergasse 6, am Königsplatz
Telefon: 06232 - 290303

MÜLLER·FREY

„Einander unterstützen – einander Freude machen“

Die GBS als Wohnungsunternehmen mit Sitz in Speyer-West zählt viele Senioren zu ihren Mietern und Mitgliedern.

Um diesem demografischen Wandel gerecht zu werden, hat die Gemeinnützige Baugenossenschaft Speyer eG (GBS) bereits 1999 ihren Nachbarschaftsverein gegründet, der seit 2005 mit einer hauptamtlich tätigen Sozialpädagogin besetzt ist. Von der professionellen Beratung bis hin zum geselligen Miteinander ist das Angebot des Vereins so vielseitig wie die Ideen der Mitglieder.

Die Angebotspalette umfasst Informationen über Hilfeleistungen, Vermittlung von nachbarschaftlichen und professionellen Hilfen und ganz pragmatische individuelle Unterstützung.

Das Miteinander und die Förderung der Nachbarschaftshilfe – insbesondere im Alter und bei Krankheit - stehen im Mittelpunkt der Bemühungen des Nachbarschaftsvereins.

Soziale Leistungen gefragt

Im Laufe der Jahre zeigte sich immer mehr Bedarf an sozialen Leistungen aufgrund der älter werdenden Mieterschaft. Die GBS bietet durch ihren Nachbarschaftsverein, dem sozialen Dienst des Wohnungsunternehmens, eine Palette von Dienstleistungen an.

Damit möchte die GBS ihren Mietern ermöglichen, so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden wohnen bleiben zu können. Es gibt Sicherheit, in der ge-

wohnten Umgebung mit den gewachsenen sozialen Kontakten älter zu werden. In den eigenen vier Wänden fühlt man sich geborgen.

Lebensqualität erhalten

Damit die Lebensqualität erhalten bleibt hat die GBS Dienstleistungen rund ums Wohnen installiert, die sie über ihren Nachbarschaftsverein, dem sozialen Dienst und teilweise in Kooperation mit dem AWO-Seniorenhaus Burgfeld ihren Mietern anbietet.

Folgende Dienstleistungen bietet die GBS ihren Mietern und Mitgliedern sowie den Bewohnern des AWO-Seniorenhauses Burgfeld an:

Einkaufsdienst – „Do geht jemand mit mer einkaufe“.

Seit Ende 2011 bietet der Nachbarschaftsverein der GBS in Zusammenarbeit mit dem AWO-Seniorenhaus Burgfeld diesen Service für alle Bürger in Speyer-West an. Der Dienst wird rege in Anspruch genommen.



Einkaufen ganz ohne Schleppen in Speyer-West

An jedem Montagmorgen werden die angemeldeten Personen zu Hause abgeholt, in die Geschäfte in Speyer-West gefahren, um selbst einzukaufen und anschließend werden sie mit ihren Einkäufen wieder heimgebracht. Dabei haben sie Zeit für Gespräche.

Die Vorteile

- Kein lästiges Schleppen von schweren Einkaufstaschen
- Abholung zu Hause
- Zeit für Gespräche /Kontakte
- Eigene Auswahl der Einkaufswaren

So geht's:

- Wir fahren an jedem Montag. Abholzeit ist zwischen 8.30 Uhr und 9.00 Uhr
- GBS-Mitglieder und Bewohner des AWO-Seniorenhauses zahlen 3 €
- Bewohner des Stadtteils zahlen 5 €
- Auf Wunsch erledigen wir auch den Einkauf für Sie – Kosten: 5 € pro Einkauf

Anmeldung bis freitags 12 Uhr sowie Informationen:

AWO-Seniorenhaus Burgfeld: Tel. 8104-0
Nachbarschaftsverein GBS : Tel. 91 97 26

Die bisherigen Nutzer meinen:

„Die Kinder will man nicht immer um Hilfe bitten – sie haben so wenig Zeit. Alleine ist der Einkauf oft zu beschwerlich.“

Hausmeister-Service –

Kleine Hilfen – große Wirkung
Entlastung und Wohlfühlen im täglichen Leben

Der Wasserhahn tropft, sie möchten ihre Gardinen waschen, können sie aber nicht ab- und wieder aufhängen, die Schranktür hängt oder im Garten können Sie nicht die Hecke schneiden...

Dies sind nur einige Beispiele für Anfragen, mit denen sich insbesondere Senioren oder körperlich eingeschränkte Mieter der Baugenossenschaft an den Nachbarschaftsverein wenden. Einen Handwerker findet man für solche kleinen Arbeiten nicht und/oder kann ihn nicht bezahlen.

Daher startet die GBS ein neues Angebot ab dem Sommer 2013, um auf diese Nachfragen reagieren zu können. Gegen ein kleines Entgelt - gestaffelt nach Zeit - können Baugenossen den Hausmeister-Service in Anspruch nehmen.

Förderung der Gemeinschaft

Regelmäßig finden im Nachbarschaftsverein der GBS Veranstaltungen statt, die die Gemeinschaft in der GBS stärken und fördern.

Neu ist das Angebot „Frühstückstreff“

„Geborgenheit ist freilich ein stärkeres Wort für Glück. (Goethe)

Auf Anregung einer Baugenossin wird seit Mai 2013 gemeinsam im Nachbarschaftsverein gefrühstückt.

Für viele Alleinstehende ist es eine schöne Gelegenheit, den Morgen in der Gemeinschaft zu verbringen. Es ist eine fröhliche Runde und es gibt immer viel zu erzählen oder es werden miteinander Verabredungen für den Tag getroffen. Auch neue Freundschaften konnten schon geknüpft werden.

Jeder Teilnehmer bringt etwas zum Frühstück mit, so haben wir eine große Auswahl und Vielfalt. Das Frühstück findet um 9.30

Uhr - immer im Wechsel mittwochs oder freitags - 14-tägig statt.

Internationale Kochrunde

Seit Mai 2011 treffen sich einmal monatlich Interessierte zum Kochen und Verweilen beim Nachbarschaftsverein. Mittlerweile ist es eine bunt gemischte Gruppe: Frauen & Männer im Alter von 40-80 Jahren. Durch die Uhrzeit – ab 17.30 Uhr – können auch Berufstätige teilnehmen. Der Kontakt unter den Generationen wird belebt.

Äußerungen von Teilnehmern:

„Das ist eine tolle Runde hier am großen Tisch - Ich sitze sonst alleine zu Hause.“

„Es ist gut zu wissen, dass man noch gebraucht wird.“

„Ich freue mich immer auf unsere Kochrunde. Tagsüber kann man sich beschäftigen, aber abends ist man allein; da tut Gemeinschaft gut.“

Seniorinnen geben ihre Koch- und Back-

Kenntnisse weiter und erfahren dadurch Wertschätzung. Andere profitieren davon. Wer weiß heutzutage noch, wie man Klöße, Rotkohl, Apfelmus oder Markklößchen selbst zubereitet. Alle Gerichte werden frisch zubereitet und es werden keine Fertigprodukte verwendet.

Bisher wurden Rezepte aus allerlei Ländern ausprobiert. Es gab frische Sommersalate, Spargelgerichte, Gänsekeule mit Rotkohl und Klößen, Omelette, Obstdessert bis hin zu türkischen Spezialitäten. Natürlich auch typische Pfälzer Spezialitäten wie Dampfnudeln und Kartoffelsuppe.

Alles was Freude macht – offenes Angebot für alle Senioren in Speyer

Seit 2012 gibt es das gemeinsame Angebot mit dem AWO-Seniorenhaus Burgfeld.

Die GBS hat das Seniorenhaus für ihre Mitglieder und alle Senioren in der Stadt und Umgebung gebaut, damit Senioren auch im Alter oder bei Krankheit noch lange in ihrer

GEMEINNÜTZIGE BAUGENOSSENSCHAFT SPEYER eG



67346 Speyer, Burgstraße 40
Telefon (0 62 32) 60 13 - 0
Telefax (0 62 32) 60 13 - 13
E-Mail: info@gbs-speyer.de
Internet: www.gbs-speyer.de

gegründet 1919

■ Vermietung ■ Eigentümerverwaltung ■ Neubautätigkeit

vertrauten Umgebung im Stadtteil bleiben können. Somit wird der Kontakt zu Nachbarn erhalten.

Jeden 4. Dienstag um 13:30 Uhr ist Treffpunkt im Foyer des AWO-Seniorenhauses Burgfeld. Je nach Wetter und Aktivität sitzen wir im Garten, im Aufenthaltsraum oder auf den Wohnetagen.

Wir machen alles zusammen, was Freude bereitet – daher auch der Titel: backen, singen, Gesellschaftsspiele, basteln, Kartenspiele ... Es wird in alten Zeiten geschwelgt und die soziale Betreuung des Seniorenhauses deckt immer liebevoll den Kaffeetisch ein.

Alle Senioren in Speyer sind herzlich eingeladen vorbeizuschauen. Treffpunkt im Foyer des AWO-Seniorenhauses, Burgstraße 34-36.

Fahrdienst

Zu den Veranstaltungen bieten wir einen Fahrdienst an. Er ist ausschließlich für Baugenossen und Seniorenhausbewohner, da dieser Service von der GBS und dem Seniorenhaus finanziert wird.

Ausflug

Jährlich veranstaltet die GBS für ihre Baugenossen und die Bewohner des AWO-Seniorenhauses Burgfeld einen Halbtagesausflug. Die GBS finanziert diese Ausflüge komplett mit Mittagessen, Eintritt und Busfahrt. In diesem Jahr geht die Fahrt nach Bad Dürkheim. Für viele Senioren ist es eine schöne Gelegenheit, einmal hinauszukommen.

Nutzen Sie die Angebote in ihrer Nähe. Möchten Sie Näheres zu den Dienstleistungen, Veranstaltungen oder den Terminen erfahren? Rufen Sie uns an.

Nachbarschaftsverein der GBS

Conrad-Hist-Str. 1a

Telefon: 06232/ 91 97 26

Karin Hille-Jacoby
Leitung Nachbarschaftsverein

Ihre Meinung ist uns wichtig!

Eine gute Versorgung und Pflege
in Speyer-West

Im Rahmen der Demografie-Woche Rheinland-Pfalz organisiert das Seniorenbüro in Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde St. Hedwig, der Quartiersmensa und dem Nachbarschaftsverein der gemeinnützigen Baugenossenschaft eine Gesprächsrunde mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern.

Damit ein Leben so lange wie möglich in der vertrauten und gewohnten Umgebung auch bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit möglich ist, sind wir alle gefordert. Was fehlt? Was kann verbessert werden und was können wir selbst für eine Veränderung beitragen?

Bürgerinnen und Bürger aus Speyer-West sind gefragt

Sie können ihre Ideen und Vorschläge einbringen.

Die Veranstaltung findet statt am

Dienstag, 29. Oktober 2013,
um 14.30 Uhr,
in der Quartiersmensa,
Heinrich-Heine-Straße 8.

Eine Anmeldung ist aus organisatorischen Gründen unbedingt erforderlich, bei:

- Quartiersmensa, Tel. 296670 oder 2966732
- Pfarramt St. Hedwig, Tel. 95777
- Nachbarschaftsverein der gbs, Tel. 919726

Alter sind keine Grenzen gesetzt

Ehemalige Bundesministerin Prof. Dr. Ursula Lehr referiert im Rathaus



Dass die Menschen heute alle älter werden können, ist Tatsache. „Es kommt aber darauf an, wie man älter wird“, rät Prof. Dr. Ursula Lehr Senioren, so lange wie möglich körperlich und geistig aktiv zu bleiben.

Auf Einladung der Landesseniorenvertretung Rheinland-Pfalz referierte die Vorsitzende der BAGSO (Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen) und ehemalige Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit im Historischen Rathaus zum Thema „Seniorenbeiräte und ihre Aufgaben - in einer Gesellschaft des längeren Lebens“. Mit ihren 83 Jahren ist Ursula Lehr bestes Beispiel für die Gesundheitserhaltung durch geistige Aktivität.

Männer werden heute im Schnitt 77,8 Jahre alt, Frauen gar 82,8 Jahre. Bis zum Jahr 2025 wird in Deutschland jeder Dritte über 60 Jahre alt sein, 7,2 Prozent der Bevölkerung die 80er Altersgrenze erreicht haben. Wurden im Jahr 2000 rund eine halbe Million Deutscher schon min-

destens 90 Jahre alt, so werden dies 2050 laut Demografie über zwei Millionen Menschen schaffen. Da 1965 gerade mal 158 Bürger, aber im vergangenen Jahr beachtliche 6255 ihren 100.Geburtstag feierten, habe bereits Roman Herzog als Bundespräsident die lange üblichen Geldgeschenke reduziert, erzählte Lehr.

Mit einer kleinen Anekdote von ihrem Besuch bei einer 102-Jährigen lockerte die einstige Ministerin ihren Alterspyramide-Vortrag etwas auf. Als sich die Jubilarin von ihrem 80-jährigen Sohn bevormundet fühlte, habe sie gesagt: „Bernhard, benimm dich, sonst steck ich dich ins Altersheim!“

Alter müsse aber nicht gleich Pflegebedürftigkeit bedeuten. Rund 80 Prozent der Bürger zwischen 80 und 85 Jahren, über 60 Prozent der 85- bis 90-Jährigen und immerhin 41 Prozent der über 90-Jährigen versorgen sich noch selbst in den eigenen vier Wänden. Steigende Tendenz festzustellen ist dagegen bei demenziell erkrankten Menschen, deren Gesamtzahl gegenwärtig auf 1,2 Millionen geschätzt wird.

Wegen der rückläufigen Geburtenzahlen schrumpft die Anzahl der unter Zweijährigen in Rheinland-Pfalz von 2009 bis 2030 um 10,6 Prozent (Baden-Württemberg 7,9 Prozent), beispielsweise die der Stadt Speyer um 7,8 Prozent.

Die demografischen Fakten zeigten auf: war früher ein Familienbild von einem Großelternpaar und einer Schar von Enkeln geprägt, so zeigen die meisten Fotos heute einen Einzelnen, umgeben von vier Großeltern und zwei Urgroßeltern. Der Trend gehe weg vom Drei-Generationen-Haushalt

zum Ein-Personen-Haushalt. Noch vor 50 Jahren sei die Pensionierung, der Renteneintritt mit 65 Jahren als Anfang vom Ende erlebt und „von den meisten Menschen befürchtet“ worden. Heute werde er als Beginn einer neuen aktiven Lebensphase gesehen und geradezu herbeigesehnt. Damals habe man gesagt, man müsse in Rente gehen, heute „darf man in Frührente oder in den Vorruhestand“. Lehr fordert deshalb: „Wir brauchen eine Flexibilität der Altersgrenze!“

„Was kann die Gesellschaft für Senioren tun?“, habe es früher geheißen. Nun müsse man fragen: Was können die Senioren für die Gesellschaft tun? Deshalb sind auch rund 60 Prozent der über 60-Jährigen ehrenamtlich tätig, würdigte die Gerontologin die Arbeit der Seniorenräte, die sich für die Belange der älteren Menschen einsetzen und im Verbund mit den Kommunen die Rahmenbedingungen dafür sorgen können, dass Senioren ein angenehmes Altern in Eigenverantwortung ermöglicht wird.

Es gelte Barrieren zu ergründen und abzubauen sowie Motivationen zu stärken. Die von Ursula Lehr angeführte BAGSO will das freiwillige Engagement fördern, aber es dürfe kein „soziales Pflichtjahr für Ältere“ geben.

Zum Abschluss zeigte die 83-jährige anhand einiger Bilder auf, was der nahezu vollzählig versammelte Speyerer Seniorenbeirat zu einer „seniorengerechten Stadt“ beisteuern kann, etwa mit Straßenübergängen an richtigen Stellen, Rollstuhl- und rollatorauglichen Straßenpflastern, Ampelphasen, Treppen mit Handläufen, genügend Sitzbänken, größeren Beschilderungen oder auch dem Abschaffen von zu viel „Denglisch“ (Ticket Shop, Sale oder Shopping Center). Auch die Schwierigkeiten mit Bahnreisen, vom Kartenautomaten bis hin zu klein

gedruckten Fahrplänen, seien ein dankbares Seniorenrat-Thema. Denn es werde kaum beachtet, dass weniger als ein Prozent der über 70-Jährigen über uneingeschränkte Sehkraft verfüge.

Den vielen ehrenamtlich tätigen Senioren unter den rund 100 Besuchern gab die Referentin noch eine „optimistische These“ mit auf den Heimweg: „Der Optimist macht aus jedem Problem eine Aufgabe, die es zu lösen gilt! Der Pessimist macht aus jeder Aufgabe ein Problem, dem er sich hilflos ausgeliefert sieht.“

Werner Schilling



Er macht Senioren mobil

Schwedin Aina Wifalk hat bereits 1978 den Rollator erfunden

Sehr viele gehbehinderte Menschen wären ohne die segensreiche Erfindung von der Außenwelt wie abgeschnitten, würden in ihren eigenen vier Wänden freudlos in den Tag hinein leben. Die ehemalige Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt lobte den Rollator im Jahr 2009 als „die größte Erfindung des letzten Jahrhunderts“. Die rollenden Gehhilfen sind heute nicht mehr aus dem Straßenbild wegzudenken.

Mobilität im Alter ist ein wesentlicher Beitrag zu körperlicher und geistiger Gesundheit. Menschen, die erst einmal an Bett oder Rollstuhl „gefesselt“ sind, bauen schnell ab. Der Rollator gibt ihnen Halt und damit Sicherheit. Er kann Ängste vor Stürzen nehmen und Menschen dazu bringen, sich überhaupt in der Wohnung und vor allem im Freien zu bewegen. „Es ist schön zu sehen, dass Menschen, die sich zuvor kaum noch vor die Tür getraut haben, mit Hilfe eines Rollators wieder selbst zum Bäcker gehen oder auch nur zur nahe gelegenen Parkbank. Das vereinfacht die Teilhabe am sozialen Leben enorm“, erklärt Sozialpädagogin Ursula Lenz von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen.

Im Gegensatz zu Stock oder Krücken bietet ein Rollator ständigen Halt, da er stets fest auf dem Boden steht. Er ist nicht nur für Senioren geeignet, ob im Alltag oder nach einem Krankenhausaufenthalt, auch für Rheuma- oder Parkinsonpatienten. Auch einseitig behinderte Menschen, die beispielsweise einen Schlaganfall erlitten haben, hilft der Rollator, weil er auch bei einseitiger Belastung im Gleichgewicht

bleibt. Orthopäden warnen indes davor, den Rollator aus reiner Bequemlichkeit einzusetzen. Wer sein Ziel auch mit dem Gehstock erreicht, sollte daran arbeiten, diesen Stand so lange wie möglich zu erhalten.

Rollator, auch mal schlicht Gehwagen genannt, ist die Bezeichnung für eine fahrbare Gehhilfe. Der Rollator wurde 1978 von der Schwedin Aina Wifalk erfunden, die aufgrund einer Kinderlähmung gehbehindert war. Über den schwedischen Entwicklungsfonds fand sie Kontakt zu einer Firma, die einen Prototyp fertigte. Seit Anfang der 1990er-Jahre ist die Gehhilfe, die eigentlich „Wifalk“ heißen müsste, auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz weit verbreitet. Der Rollator dient gehbehinderten oder körperlich schwachen Personen als fortwährende Stütze beim Gehen und ist zum Teil mit weiterem Zubehör ausgestattet, wie Transportkörben oder -taschen, Regenschirm oder Klemme für einen Gehstock. Um Sicherheit beim Stehen und Aufstützen zu gewährleisten, sind die meisten Rollatoren inzwischen mit feststellbaren Bremsen ausgestattet. Es gibt zwei Varianten des Rollators: den „Klassiker“, der aus Metallrohren gefertigt wird und universell einsetzbar ist, sowie Modelle aus Holz, die vor allem für die Nutzung in Innenräumen konzipiert sind.

Metallrollatoren bestehen meist aus einem Metallrahmen mit vier Rädern an den unteren Rahmenteilern und zwei Handgriffen an den oberen Rahmenenden. Im Unterschied zum Gehstock oder zu Unterarmgehstützen muss diese Gehhilfe zu keinem Zeitpunkt vom Boden abgehoben werden. Als Zubehörteile können Drahtkörbe, Sitzflächen, Tablett, Getränkehalter, Stockhalter und Rückenlehnen vorkommen. Rollatoren lassen sich für den Transport im Auto oder in

öffentlichen Verkehrsmitteln leicht zusammenklappen. Neue Modelle lassen sich so zusammenklappen, dass sie auch im zusammengefalteten Zustand frei stehen. Holzrollatoren für Innenräume sind in verschiedenen Holzfarbtönen, passend zum Mobiliar, erhältlich. Sie sind besonders schmal konstruiert, um schmale Zimmertüren, enge Flure und verwinkelte Räume leicht zu passieren.

In Deutschland werden seit 2007 laut Medienberichten jährlich rund 500000 Rollatoren verkauft. Discounter bieten die „Freiheit auf vier Rädern“ zu Schnäppchenpreisen an. Die Absatzzahlen haben sich seit der Einführung vervielfacht. Einen Rollator bekommen Gehbehinderte vom Arzt verschrieben. Mit dem Rezept muss der Versicherte zu einem Sanitätshaus. Das hat mit den gesetzlichen Krankenkassen einen Vertrag über die so genannte Versorgung ausgehandelt. Oft handelt es sich um eine Pauschalversorgung. Die Pauschale liegt meist zwischen 70 und 100 Euro. Dabei handelt es sich auch um die Summe, die die Krankenkasse übernimmt, wenn sich der Versicherte für ein teureres Modell, das über

den Leistungsrahmen der gesetzlichen Krankenversicherung hinausgehende Extras beinhaltet, entscheidet. Das Sanitätshaus wählt ein Modell aus, das von der Krankenkasse bezahlt wird und stellt einen Rollator zur Verfügung – inklusive Service und Reparaturen. Mitunter geht das Hilfsmittel auch in den Besitz des Versicherten über. Dabei können auch gebrauchte Rollatoren zum Einsatz kommen. Zehn Prozent des von der gesetzlichen Krankenkasse übernommenen Betrages – mindestens fünf, höchstens zehn Euro – muss als Zuzahlung aus eigener Tasche bezahlt werden. Es sei denn, der Versicherte ist von der Zuzahlung befreit. Bei privaten Kassen entscheidet der jeweilige Vertrag. Eine Vielzahl von Tarifen sieht Rollatoren als Leistung vor.

Der Siegeszug des Rollators ruft die Tüftler auf den Plan. Sogar ein Navi für die „Freiheit auf vier Rädern“ ist schon erfunden. Allerdings ist das Gerät, mit dem niederländische Informatikstudenten die Senioren auf Kurs halten wollen, noch in der Entwicklungsphase. Aber die meisten Senioren finden nach dem Einkauf oder Spaziergang auch ohne Navi wieder nach Hause.

Werner Schilling



Aus der Geschichte der Medizin XVI

Die schlimmen Seuchen gehören den früheren Jahrhunderten an. Im Mittelalter, besonders im 13. und 14. Jahrhundert, grassierte in Europa die Pest und forderte ungezählte Tote. Die Bevölkerungen blühender Städte und ganzer Landstriche wurden damals dezimiert, oft sogar total vernichtet. Außer der Pestseuche sind Lepra, Pocken, Syphilis als gefürchtete Seuchen bekannt, die im Mittelalter und der frühen Neuzeit als Schrecken und Tod verbreitende Ereignisse über die Menschen hereingebrochen waren. Im 19. Jahrhundert trat die Cholera als todbringende Seuche in Europa auf.

Die Cholera – eine Seuche aus dem Wasser

Wie bei allen ansteckenden Krankheiten wurde nach Jahrhunderten des Unwissens die wahre Ursache der Cholera erst ergründet, als die Bakteriologie im 19. Jahrhundert Mikroorganismen als die Erreger entlarvt hatte. Erstmals 1854 hatte Filippo Pacini den Erreger als gekrümmtes Stäbchen in den wässrigen Darmausscheidungen der Kranken identifiziert. Robert Koch, Georg Gaffky und Bernhard Fischer haben 1883 den Erreger *Vibrio cholerae*, der wegen seiner Form auch Kommabazillus genannt wird, in Ägypten in Reinkultur dargestellt, als das Berliner Forscherteam wegen einer Choleraepidemie dorthin gerufen worden war.

Der Erreger wird meistens durch Trinken von verunreinigtem Wasser aufgenommen. Zu lange Zeit hatte niemand darauf geachtet, dass Trinkwasser und fäkalienhaltiges Abwasser gehörig getrennt wurden. In einem akuten Fall von Cholera treten 2-3 Tage nach der Aufnahme des

Erregers krampfartige Leibschmerzen, Fieber, Erbrechen, schmerzhaftes Muskelkrämpfe und wässrige, molkeähnliche Durchfälle auf. Die Kranken verlieren in kurzer Zeit große Mengen von Flüssigkeit und Mineralstoffen. Die Austrocknung der Körpergewebe und die Toxine der Kommabakterien führen schließlich zum Organversagen und erschreckend schnell zum Tod. Die Sterblichkeit durch eine unbehandelte Cholera liegt zwischen 20% und 70%, je nach der Widerstandskraft und Abwehrfähigkeit des erkrankten Menschen. Wer einmal die Cholera durchgemacht hat, kann wieder an der Seuche erkranken. Allerdings scheinen die Wiedererkrankungen leichter zu verlaufen als Erstinfektionen.

Heute lässt sich eine akute Erkrankung an Cholera mittels Antibiotica und Infusionen beherrschen.

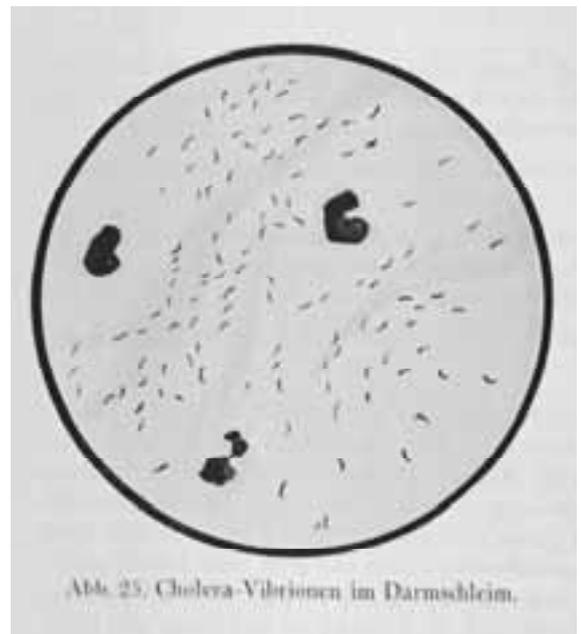


Abb. 25. Cholera-Vibrien im Darmschleim.

Eine tödliche Infektion aus Asien

Epidemien durch die Cholera kamen relativ spät nach Europa. Schon immer herrschte diese Seuche in Indien. Die alten indischen Schriften berichten schon seit Jahrhunder-

ten von den fürchterlichen Bauchkrämpfen, den wässrigen Darmausscheidungen und dem Tod durch Austrocknung der Körper. Als von Göttern und Dämonen gebrachtes Schicksal sah man die Krankheit und das Massensterben. Man erhoffte Hilfe durch Wallfahrten, Meditationen, Gebete und Baden in den heiligen Flüssen, nicht ahnend dass der Keim der Krankheit in deren Wasser lauerte.

Im 2. Jahrhundert nach Christus berichtet der griechische Arzt und Schriftsteller Aretaios von Kappadokien, der ausführlich und beispielhaft auch über die Zuckerkrankheit, den Wundstarrkrampf, den Aussatz, über Rachen- und Lungenkrankheiten geschrieben hat, von einer Seuche, bei der wässrige Durchfälle dem Organismus tödlich schnell die Flüssigkeit entziehen. Bei der Schilderung des Aretaios kann es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um die Cholera gehandelt haben.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verzeichnet man, dass die Cholera von Osten kommend in wenigen Jahren Europa überzieht. Zuvor war sie schon über Südchina und Siam, über Indonesien und die Philippinen hergefallen, ergriff aber auch Ostafrika. Über den nahen Osten sprang die Seuche nach Russland und erreichte Polen. Der Freiheitskampf der Polen gegen Russland erstickte nicht nur durch Waffengewalt, sondern auch im Kot der Cholera. Bald erreichte die Krankheit Ost- und Mitteldeutschland. In Preußen fielen Hegel, Gneisenau und Clausewitz der grassierenden Cholera zum Opfer. Friedrich Schillers Krankheitsgeschichte verzeichnet in seinem letzten Lebensjahrzehnt häufige Bauchkrämpfe, deren Ursache man in einer chronisch verlaufenden Choleraer sah. Schillers Leibscherzen können aber auch im Rahmen seiner bekanntermaßen bestehenden chronischen tuberkulösen Erkrankung gesehen werden.

Goethe blieb in Weimar verschont, sein Freund Karl Friedrich Zelter, der Komponist gefühlvoller und volkstümlich gewordener Lieder, berichtete ihm minutiös über das Fortschreiten der Seuche in Berlin und über den Tod Hegels. Ein anderer deutscher Philosoph, Arthur Schopenhauer, flieht vor der Cholera, aber auch vor anderer Unbill nach Frankfurt am Main, das er stets als „die gesündeste aller Städte“ bezeichnete.

Eine Choleraepidemie in Wien forderte in den Jahren 1830-31 rund zweitausend Tote. Im Krimkrieg, in den von 1853 bis 1855 außer Russland und der Türkei auch England und Frankreich involviert waren, sollen durch die Cholera mehr Soldaten zu Tode gekommen sein als durch Kampfhandlungen.

In den Dreißiger Jahren des 19. Jahrhundert läuft eine weitere Choleraepidemie über Deutschland. Dieses Mal erfasst die Seuche auch Süddeutschland und seine Städte, auch Schopenhauers gesundes Frankfurt, auch München, Mannheim, Stuttgart. 1873 tritt die Cholera im damals 13000 Einwohner zählenden Speyer auf und kostet 202 Bürgern das Leben (s. Bericht von Wolfgang Kauer am 22.8.2013 in der „Rheinpfalz“).

Heinrich Heine über die Cholera in Paris

Ab 1832 wütete die Cholera in Paris. Heinrich Heine, der 1831 in die französische Hauptstadt emigriert war, schrieb im April 1832 einen erschütternden Bericht für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Als Ende März die ersten Cholerafälle in Paris bekannt wurden, glaubten die lebenslustigen Pariser durch Maskenfeste und Redouten die Seuche verspotten und vertreiben zu können. Der Verlauf der Seuche war jedoch derartig rasant, dass während der Belustigungen viele Besucher akut der Cholera anheimfielen. Heinrich Heine schreibt: „...und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute nach dem Hotel-Dieu, dem Zentralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlan-

gend, gleich verschieden. Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte und die älteren Gäste des Hotel-Dieu ein grässliches Angstgeschrei erhoben, so sind jene Toten, wie man sagt, so schnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt haben, liegen sie auch lustig im Grabe.“

Heine berichtet, dass sich im Volk die Meinung bildete, die große Menge von Toten sei nicht die Folge der Cholera sondern einer Massenvergiftung. „Gift hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu streuen gewusst, auf den Gemüsemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleischern, bei den Weinhändlern. Die armen Leute wagten weder etwas zu essen noch zu trinken.“ Gegen angebliche Giftmischer gab es grausame Übergriffe, die manchmal mit einem Lynchmord an Unschuldigen endeten. Heine berichtet dem Augsburger Blatt weiter: „Mein Barbier erzählte mir, dass eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzengeblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer wirkt, Leichenwagen, denen niemand folgte.“ Auch berichtet Heine, dass die Leichenwagen sich vor dem Eingang in den Friedhof Père Lachaise derart stauten, dass „die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwischenfuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entstand, einige Wagen umstürzten, die Särge auseinanderfielen, die Leichen hervorkamen.....Ich will, um die Gemüter zu schonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père Lachaise gesehen habe. Genug, gefesteter Mann wie ich bin, konnte

ich mich doch des tiefsten Grauens nicht erwehren.“

„Schnaps ist gut für die Cholera...“

„Jupp heidi und Jupp heida! Schnaps ist gut für die Cholera....“ so sangen im Sommer 1892 die Hafenarbeiter, Matrosen und Animiermädchen in den Kneipen von Sankt Pauli, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Hamburg die Seuche ausgebrochen war. In den Strassen der Stadt patrouillierten Polizisten und überprüften Neuankömmlinge. Besonders streng kontrollierten sie die Schiffe im Hafen, denn man vermutete, dass Einreisende aus Russland die Cholera eingeschleppt hätten. Die Stadtverwaltung schickte Desinfektionsmannschaften mit großen Mengen Chlorkalk durch die Straßen. Außer dieser Substanz und Karbolsäure, hatten die Vertreter der hygienischen Wissenschaft herausgefunden, dass auch Alkohol – allerdings in einer nicht verträglichen stärkeren Konzentration – die unheimlichen winzigen Lebewesen abtöten würde, die auch, wie der kluge Bazillenforscher Robert Koch sagte, die Verursacher der Cholera seien.



In jenem heißen August des Jahres 1892 sah man in den Hamburger Straßen nur wenige Passanten. Immer häufiger rasselten die Wagenräder der Leichenbestatter über das Kopfsteinpflaster. Die Zahl der Cholera-toten war so enorm angestiegen, dass für

den Transport von Leichen selbst von Pferden gezogene Möbelwagen herangezogen werden mussten, in welchen man die Körper übereinander stapeln konnte.



Die Hamburger Choleraepidemie von 1892 war eine der letzten schweren Infektionswellen in Deutschland. Robert Koch und seine Mitarbeiter hatten schon den Erreger (*Vibrio cholerae*) identifiziert und auch erkannt, dass die Infektion durch verunreinigtes Wasser entstanden war.

Die Choleravibrionen hatten sie eindeutig auch im Hamburger Wasser nachgewiesen.

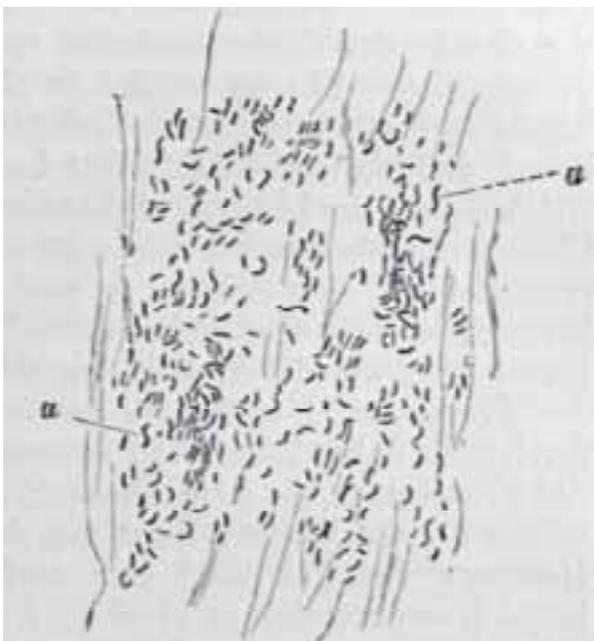


Fig. 18. (Nach Koch.)

Kommabazillen aus einer Cholera defektion, die 2 Tage lang auf feuchter Leinwand gelegen hat. S-förmige Bazillen bei a. Vergrößerung 600.

Schnell war klar, wie die Erreger in das Trinkwasser kamen: die Hamburger entnahmen es ungereinigt aus der Elbe, der Alster oder den Fleeten. Da hinein liefen aber auch alle Abwässer, in die Cholera-kranken ihre wässrigen Darmausscheidungen entleert hatten. Das Grundübel war das System der Wasserversorgung in Hamburg! Es gab zwar Wasserleitungen in den Häusern; das Wasser, das man in deren Rohre einfließen ließ, wurde aber meistens direkt aus den offenen Flüssen und Kanälen geschöpft.

Robert Koch wurde von der Stadt Hamburg zum Initiator und Berater in einem großen Sanierungsplan berufen. Es war jetzt amtlich: Wasser durfte nur noch abgekocht getrunken werden. In manchen besonders gefährdeten Stadtteilen – so in der verwinkelten Altstadt – wurde das Wasser in Lokomobilen abgekocht und verteilt. In den Straßen waren die Desinfektionskolonnen unterwegs und sparten nicht mit Chlorkalk. Jede Wohnung, aus der ein Cholerakranker stammte, wurde desinfiziert. Jede feuchte Ecke, jedes stehende Wasser wurde mit dem Mittel behandelt. Wer nach Hamburg einreiste, wurde kontrolliert. Die Cholera-toten wurden vor der Beerdigung in Tücher eingeschlagen, die mit Karbolsäure getränkt waren.

Nach einer Woche zeigten die Maßnahmen Erfolg. Die Hamburger Epidemie ebte ab, die Sterblichkeitsrate kehrte zum Normalpunkt zurück. Von 16 956 an Cholera erkrankten Hamburgern waren 8 605 an der Seuche gestorben.

Pettenkofers Experiment

Der kühl überlegende und folgerichtig handelnde Robert Koch hatte wieder einmal bewiesen, dass seine Überlegungen und Experimente richtig waren.

Max von Pettenkofer, universeller Wissenschaftler, Chemiker und Mediziner in München, hatte schon 1854 während der bayerischen Choleraepidemie eingehende Stu-

dien zur Ursachenforschung in München und Nürnberg angestellt. Es war ihm klar, dass die Ursache von außen in den Menschen kam, ehe er an der Seuche erkrankte. Pettenkofer, der sich dabei selbst eine Cholerainfektion zuzog, hatte schon früh ein intaktes Wasserersorgungs- und Abwassersystem postuliert und damals alle Häuser, alle Orte, an welchen die Cholera aufgetreten war, eingehend inspiziert und untersucht. Er war zu dem Schluß gelangt, dass bei der Entstehung und Weiterverbreitung der Seuche die Beschaffenheit des Bodens eine entscheidende Rolle spielte. Dass die von Koch entdeckten Vibrionen allein die Ursache der Cholera sei, war nach Pettenkofers Ansicht nicht bewiesen.

Um seine Ansicht zu untermauern, unternimmt Pettenkofer einen berühmt gewordenen Selbstversuch: Vor der Öffentlichkeit, vor sachverständigem Publikum schluckt er am 7. Oktober 1892 eine Probe aus einer Reinkultur von Cholera-vibrionen. Und in der Tat – Professor Pettenkofer zeigt nicht das schwere Krankheitsbild der typischen Cholera! Er hat kein Fieber, keine Austrocknung, nicht die bedrohlichen Störungen des Allgemeinbefindens. Nach zwei Tagen verzeichnet er starke, hörbare Darmbewegungen und auch einige Tage lang Durchfälle. In Pettenkofers Darmausscheidungen lassen sich mikroskopisch sogar die Koch'schen Vibrionen nachweisen.

Wir wissen, dass Pettenkofer 1854 bei seinen Bemühungen um die bayerische Epidemie selbst eine Cholera erworben und überstanden hatte. Das Abwehrsystem seines Organismus hatte offensichtlich durch diese frühere Auseinandersetzung mit dem Erreger eine partielle Immunisierung gegen die Cholera entwickelt. Diese ließ nur ein zurückhaltendes Krankheitsbild der Cholera nach seinem mutigen Selbstversuch von 1892 zu.

Die Verdienste Pettenkofers, der dafür gesorgt hatte, dass München ein gesundes Abwassersystem erhielt, sind heute unbestritten. Er gilt in der medizinischen Wissenschaft als der erste Hygieniker.

Dr.med. Walter Alt

Die sechzehnteilige Serie „Aus der Geschichte der Medizin“ wird mit der heutigen Abhandlung über die Cholera zunächst abgeschlossen. Das Quellen- und Literaturverzeichnis zur Serie ist sehr umfangreich und wird deshalb hier nicht veröffentlicht, kann aber vom Autor auf Wunsch zur Verfügung gestellt werden.

Dr. Walter Alt

Beisel **HÜTE** Speyer

Roedel ...gut behütet!

Cartoon by J. Steinhäuser

Roßmarktstraße 37 (am Altpörtel)
67346 Speyer
T 06232 75317 · www.beisel-huete.de

Vergessen und wiederentdeckt Giorgio Morandi -Maler und Grafiker-

Unter wiederentdeckten Künstlern des 20. Jahrhunderts gehört Giorgio Morandi zu den durch die Zeit vergessenen, deren Wiederentdeckung am Beginn des dritten Jahrtausends einen besonderen Platz einnimmt.



Sein Genre in der Malerei war vor allem bei Stillleben aus Flaschen, Vasen und Gegenständen des Alltags präsent. Er war auch bekannt für seine sehr genaue Arbeitsweise, nicht nur bei Gemälden, sondern insbesondere in grafischen Zeichnungen. Das Ergebnis bei allen seinen Werken, gegründet auf einer höchst genauen Vorarbeit, strahlt eine fast ungläubliche Ausdrucksstärke aus.

Geboren 1890 in Bologna, wurde Giorgio Morandi schon in jungen Jahren wegen seinen Begabungen vom Vater gefördert, der ihm das Kunststudium an der Accademia di belle Arti in seiner Heimatstadt ermöglichte. Er hat sich mit den neuen Richtungen der europäischen Malerei am Anfang des 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt, vor allem mit Frankreich. Paul Cézanne wurde für ihn ein Vorbild, da dieser Zeichnen als Grundlage der Malerei voraussetzte und für die schöpferische

Kreativität eines bildenden Künstlers die Unterordnung aller Arbeit unter den Gegenstand stellte.

Bis in die dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts arbeitete er als Zeichenlehrer an Volksschulen in Bologna. Zu gleich befasste er sich in der Malerei mit dem Futurismus und der Pittura Metafisica. In seinem Wohnzimmer, das ihm gleich als Atelier diente, malte er Bilder mit Stillleben - Zusammenstellungen von Gefäßen, so wie es vor ihm Chardin tat. Im Jahre 1930 wurde er, als in der Zwischenzeit international anerkannter Maler, zum Professor auf den Lehrstuhl für Radierung an der Accademia di belle Arti in Bologna berufen. Zahlreiche Ausstellungen am Biennale di Venezia, Quadriennale Nazionale di Roma, Documenta in Kassel, Eremitage in St. Petersburg, Pinakothek in München und San Francisco Museum of Modern Art haben ihm in Europa und in der Neuen Welt bekannt gemacht.



Die im letzten Jahr stattgefundene Retrospektive von Giorgio Morandi in Lugano war ein Homage an den großen und von manchen schon vergessenen Maler und Grafiker, in einem der wenigen Städte die er im Ausland besuchte.

Quellen:

- Werner Haftmann : Giorgio Morandi; Katalog zu Ausstellungen, 1989
- Ernst-Gerhard Güse / Franz Armin Morat : Giorgio Morandi, Gemälde, Zeichnungen, Aquarelle, Radierungen; 1999
- Philippe Jaccottet : Der Pilger und seine Schale. Giorgio Morandi; 2005

Dr. Helmuth Wantur



PHYSIOtherapie
Matthias Richter

Gerade im dritten Lebensabschnitt geht es darum, ein Höchstmaß an Mobilität und Sicherheit zu erhalten oder wiederherzustellen. Genau darauf sind unter anderem die Therapieangebote der Physiotherapiepraxis Matthias Richter angelegt. Hier erhalten Patienten eine individuelle, qualifizierte und nach den neuesten Erkenntnissen der Medizin ausgerichtete Behandlung.

Ob bei der Behandlung akuter Schmerzsymptome oder der langfristigen Rehabilitation chronischer Funktionsstörungen – das Therapiespektrum der Praxis bietet die jeweils geeignete Behandlungsform. Selbstverständlich verfügt die Praxis über die Zulassung aller gesetzlichen und privaten Krankenkassen.

klassische physiotherapeutische Leistungen



Physiofit*/ Genius Rückenkonzert



Kursprogramm: im Aulomaxx



Betriebliche Gesundheitsförderung



„Meine Gesundheit und Mobilität ist in guten Händen“

Physiotherapie Richter | Obere Langgasse 5 | 67346 Speyer | Telefon 062 32-77555
speyer@physiotherapie-richter.de | www.physiotherapie-richter.de



Fritz Rau ist tot

Der große Konzertorganisator, der Musikgeschichte geschrieben hat

Nahezu alle Medien - Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen – brachten in der zweiten Augushälfte die traurige Nachricht: Fritz Rau, der bedeutende Konzertveranstalter und Förderer zeitgenössischer populärer Musik ist im Alter von 83 Jahren gestorben. Unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg setzte sich der jazzbessene Zwanzigjährige schon in den frühen fünfziger Jahren dafür ein, dass die Jazzgrößen aus den USA in Deutschland auftraten. Später sorgte er als Teilhaber der bekannten Frankfurter Konzertagentur Lippmann & Rau, später eigenständig dafür, dass bedeutende Künstler in Deutschland auftraten. Musikinterpreten, die von Rau gemanagt wurden, waren unter vielen anderen

Jimmi Hendrix, Albert und Emil Mangelsdorff, Mick Jagger, Udo Lindenberg, Nana Mouscouri, Howard Carpendale, Madonna, Peter Maffay - die Aufzählung ließe sich leicht noch erheblich vergrößern. Über 6000 Konzerte hat Fritz Rau veranstaltet. Mick Jagger soll ihn den *Godfather of music-business* genannt haben.

Es sei hier an eine Initiative des Seniorenbüros der Stadt Speyer und seiner Leiterin erinnert, über die wir in *aktiv dabei* (Heft 1/2009) berichtet haben. Fritz Rau und der bekannte Saxofonist Emil Mangelsdorff waren am 17. November 2008 in die Speyerer Stadthalle gekommen und berichteten über das Thema „Jazz im Dritten Reich“. Beide erzählten mit bewegten Worten, wie gefährlich es vor 1945 war, sich für Jazz zu begeis-



tern. Diese Musik, die bei den Nazis als „Nigger- und Judenmusik“ verfemt war, durfte man nicht hören, geschweige denn spielen, wie es Emil Mangelsdorff als junger Mann damals wagte. Dass man im Dritten Reich vorgeschrieben bekam, welche Musik man hören wollte, war für die vielen jungen Leute, die 2008 in die Speyerer Stadthalle gekommen waren, völlig unverständlich. Begeistert applaudierten sie, als der über achtzigjährige Mangelsdorff drei mitreissende Jazzpassagen auf dem Altsaxofon spielte. Fritz Rau rief damals aus: „Jazz ist Freiheit!“

Dr. Walter Alt

Konzert am Nachmittag



„Lyrik ohne Worte“ lautete der Titel eines Konzertes im Historischen Ratssaal. Emma und Ina Rasmussen spielten Kompositionen von Alfred Cahn, Holocaust-Überlebender und ehemaliger Organist der Speyerer Synagoge. Die Musik ist dem gebürtigen Speyerer eine emotionale Brücke in die alte Heimat.

Die beiden Musikerinnen leben in Dänemark und haben eine CD mit Werken von Alfred Cahn produziert, die in der städtischen Bibliothek auch ausgeliehen werden kann.

Die beiden jungen Talente kamen eigens zu diesem Konzert in die Geburtsstadt von Alfred Cahn.

R.K.

Konzert für Menschen mit Demenz

„Besonderes für besondere Zuhörer“, so betitelte Die Rheinpfalz die Pressekritik zum Konzert. Es war ein besonderes Konzert. Ein gemeinsames Erleben für Menschen mit Verletzlichkeiten und Menschen, die noch fit und ohne Handicaps ihr Leben meistern. Darum geht es bei diesen Konzerten. Zu zeigen, dass es ein Ausgrenzen nicht geben darf. Früher oder später kommen wir alle in die Situation, dass wir Hilfe brauchen. Auch wir wollen dann dabei und nicht ausgestoßen sein.

Dass dieser Nachmittag aber so ein Erfolg war, ist den jungen Künstlerinnen Violetta Hellwig, Gesang, Isolde Ehinger, Gesang und Sela Kang am Flügel zu verdanken. Die Sängerinnen haben die Lieder auch szenisch umgesetzt, so dass immer etwas los war, das nicht nur das Gehör sondern auch die Augen begeisterte.

Der Verein Yehudi Menuhin Live Music Now Rhein-Neckar hat in Zusammenarbeit mit dem Seniorenbüro dieses Konzert ermöglicht, dem hoffentlich weitere folgen können.

R.K.

Malteser Hilfsdienst

Unser Angebot für Sie:

- | Ambulante Alten- und Krankenpflege
- | Hausnotruf
- | Menüservice
- | Seniorenberatung
- | Demenzcafé
- | Beratung Angehöriger von Menschen mit Demenz



Gerne beraten wir Sie kostenlos und unverbindlich

Ihr Malteser Hilfsdienst e.V. in Speyer
Alter Postweg 1 | 67346 Speyer
Bianca Kneer-Müller
Tel. 06232/677820
bianca.kneer-mueller@malteser.org
www.malteser-speyer.de



Malteser
...weil Nähe zählt.

Briefportrait Johannes Nickel

von Helga Friederike Weisse



VITA

Dr. Johannes Hans A. Nickel,
Studium der Philosophie, Promotion
über Meister Eckhart,
ist bekannt unter seinem Publizistenna-
men Hans A. Nickel,

war lange Zeit Verleger und Herausgeber
verschiedener Zeitschriften,
u.a. der literarisch-satirischen Zeitschrift
„pardon“.

Seitdem arbeitet er als Bildhauer und
Autor unter seinem Geburtsnamen
Johannes Nickel.
Goldmedaille des Art Directors Club.

Zu den Darstellungen seiner Werke im
Buch „Kunst will erzählen“
schrieben Peter Härtling, Walter Kem-
powski, Peter Rühmkorf u.a.

Nickel lebt in Bad Homburg.

Lieber Johannes Nickel,

darf ich meinen Brief mit Edith, Deiner Frau,
beginnen? Du schreibst anlässlich Deines
80. Geburtstages im Jahr 2010 an die
Freunde – quasi nebenbei, irgendwo im
Text versteckt – „bin glücklich verheiratet“.
Ich weiß, dass es so ist. Man spürt es, wenn
man Euer Künstlerhaus betritt.

Bevor ich Euch persönlich kennen lernte,
hörte ich nur „seine Frau ist auch Künstle-
rin“. Mehr wusste ich nicht und war dann
sehr erstaunt und beeindruckt, welch fanta-
sievolle Kunst sie ausübt, wie sie Marionet-
ten zum Leben erweckt und Menschen ab
fünf bis unendlich in ihren Bann zieht und
verzaubert – eine Puppenspielerin mit einer
One-Woman-Show vom Feinsten. Die Vor-
stellungen im „Zaubervogel“, dem kleinen
intimen 20-Sitze-Theater im Souterrain des
Nickel-Galeriehauses in Bad Homburg sind
regelmäßig ausverkauft.

Bei Edith könnte ich lange verweilen und
über sie schreiben, aber heute, Johannes,
geht es um Dein Lebenswerk.

Als ich zum allerersten Mal Deine Galerie
betrat, hatte ich spontan den ziemlich un-
liebenswürdigen Wunsch, alle diese netten
und interessanten Leute, die Deiner Einla-
dung gefolgt waren, mögen sich in Luft auf-
lösen – wenigstens für eine Stunde. Ich
wollte mit Deinen Kunstobjekten alleine
sein um mich vertraut zu machen mit die-
sen Besonderheiten, die mich auf den ers-

Gib deine Illusionen nicht auf. Hast du sie verloren, so magst du zwar noch dein Dasein fristen, aber leben im eigentlichen Sinne kannst du nicht mehr.

Marc Twain

ten Blick so intensiv und auffordernd angeschaut hatten.

Dazu hatte ich dann ein anderes Mal Gelegenheit. Die Bronze-Skulpturen, Metallgrafiken und Bilder konnten mir später ihre Geschichten erzählen und die ihres Schöpfers – also Deine Geschichten, Johannes. Ob ich sie verstanden habe? Das weiß ich nicht so genau. Ob sie mich beeindruckt und gefesselt haben? Unbedingt.

Inzwischen habe ich, insbesondere in dem Band „Kunst will erzählen“ so viele fachkundige Besprechungen gelesen, die Deine Arbeiten überaus anerkennend aus verschiedenen Blickwinkeln beschreiben. Zu Wort kommen prominente Zeitgenossen, nicht alle Kunstsachverständige oder Kunsthistoriker, aber doch Sehgewohnte mit Vergleichsmöglichkeiten und Menschen, die sich in der Mytholo-

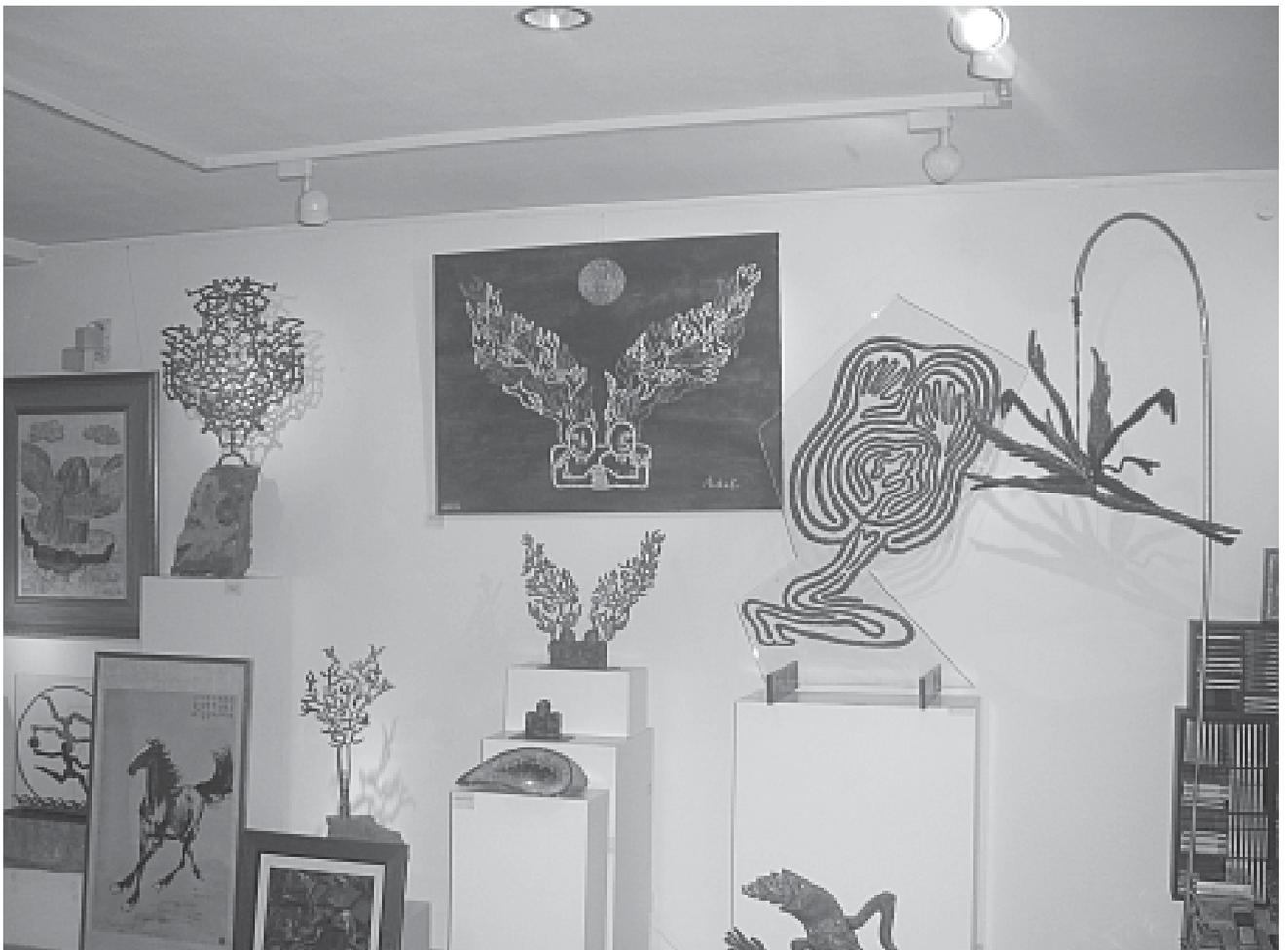
gie auskennen wie in ihrer eigenen Verwandtschaft. Auch Freunde und Weggefährten, die Deinen „langen Marsch durch die Instanzen“ Deines Wachsens und Werdens, Deiner Motivation und Inspiration begleitet haben.

Zu solchen Bewertungen fühle ich mich nicht berufen und gehe deshalb ganz unbefangen heran.

Ich betrachte die Endergebnisse dieses Prozesses, schön und bizarr, wuchtig und filigran, edel und provokant. Sie stehen einfach da und wirken und wirken, wirken fort in meiner Fantasie und meinen Gedanken auch noch am nächsten Tag.

Ich traue den Zitaten, die mir spontan zu irgendetwas, das mich berührt, einfallen. In Deiner Galerie z.B. dieses Goethe-Wort, aus Faust II:

„Das Schöne ist sich selber selig, die Anmut



macht unwiderstehlich“.

Denn ohne Ausstrahlung, ohne Tiefe, ohne Grazie und Bewegung verkommt Vordergründiges, mag es noch so sehr dem Auge schmeicheln, zur Dekoration und zum starren, stummen Bild. In Deiner Galerie malen auch noch die Schatten, die von den angestrahlten Kunstwerken an die Wand gezaubert werden, anmutige Bilder zum Nachdenken.



So verlasse ich jetzt diese Deine Gefährtin namens „Bildende Kunst“, der Du Dich – bereits im reifen Lebensalter stehend – mit Leidenschaft und Können verschrieben hast. Ich wende mich ab von Johannes Nickel, wende mich Deiner ersten Karriere, dem Publizisten, Verleger, Schriftsteller, Herausgeber Hans. A. Nickel zu, den ich schon eine Ewigkeit zu kennen glaube – nein, nicht persönlich aber schwarz auf weiß. Zusammen mit meinem Mann Hugo Weisse, mit dem ich fünfzig Jahre meines Lebens bis zu seinem Tode teilte - und auch den sprichwörtlichen Sinn für „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ - habe ich Dich begleitet. Dein Name, das war für uns der Bärmeier & Nickel-Verlag mit dem besonderen Programm, das waren Cartoon-Bändchen in unserem Bücherregal mit Namen wie Halbritter, F.K. Wächter, Traxler und anderen. Werner Finck, Loriot, Robert Gernhardt, sie alle verbinden sich für mich mit Bärmeier & Nickel.

Und vor allem die Satirezeitschrift PARDON – eine Offenbarung für Aufmüpfige – genau so wie die Verbraucherzeitschrift DM, die Mutige, die Pionierin.

Also eine gewisse Berechtigung, Dir mit diesem Brief „auf die Pelle zu rücken“, verspüre ich als Kabarett-Fan und Pardon-Leserin der ersten Stunde schon.

„Ich rat' Euch EsPeDe zu wählen“ lautete einmal der Slogan mit dem Günter Grass für Willy Brandt in den Wahlkampf zog. Daraus wurde - keine Ahnung, wer das damals sagte - „ich rat' Euch SPD zu lesen“; Buchstaben, die für Spiegel, Pardon, DM standen. Der Spiegel, das war Rudolf Augstein, die Anderen, das warst Du, und damit konnte ich mich identifizieren, konnte die Friedensbewegte sein, die Mahnerin, die Kritische und das alles ohne mich zu ereifern – sehr bequem, ich weiß. Ich bitte um Pardon, ich war beschäftigt mit Kinderkriegen, Windelwechseln, Geschichtenvorlesen und damit, meinem Mann der eine große Familie zu ernähren hatte den Rücken freizuhalten. Wie das eben so war in meiner Generation.

Die Jahre haben gezeigt, dass es Grundeinstellungen des Lebens gibt, die von keiner Zeit verstellt sind, die sich nicht zuletzt äußern in der satirischen Sicht auf konservatives Erstarren und auf die Wunden, in die es den Finger zu legen galt – heute wie vor vierzig oder fünfzig Jahren.



Konsequent aber nie fanatisch hast Du die Initiativen und Aktivitäten ins Leben gerufen, die Dir nötig erschienen. Bei den Bemühungen, den Zivildienst in eine gleichberechtigte Position zum Wehrdienst zu bringen, hattest Du prominente Mitstreiter an Deiner Seite – Kirchenpräsident Martin Niemöller ist zu nennen, die Politiker Johannes Rau und Hans-Jürgen Wischnewski, die Musiker Albert und Emil Mangelndorff und mein Lebensgefährte, der Konzertveranstalter Fritz Rau. Nur ein Beispiel für Bürgerengagement und Zivilcourage.

„Die Wut ist jung“ sang Lore Lorenz damals im Düsseldorfer Kommödchen. Da hattet Ihr die Wut über Misstände bereits in konstruktive, berühmt gewordene PARDON-Aktionen umgemünzt. Dass Du bei all dem kein Niedermacher warst, nicht zynisch wurdest sondern ein Menschenfreund bliebst bis heute, ist gar nicht so selbstverständlich. Dein Motto, immer noch:

„Die Demokratie ist das, was DU aus ihr machst –
Du brauchst keine Bombe aus dem Gulli zu schleudern –
alles was Du brauchst steht im Grundgesetz, nutze es.“

Kein Bürgerschreck also, ein Bürgerfreund war der Hans A. Nickel, wenn auch ein unbequemer.

Wie war der Beginn, der schließlich in diese beiden erfolgreichen künstlerischen Karrieren führte?

Du hast mir erzählt von Deiner Jugend in Kriegs- und Nachkriegszeiten und von Deinen publizistischen Anfängen.

Bereits in den 1940er Jahren - ja wirklich, als Du erst dreizehn warst - bestimmten zeichnerische und literarisch-satirische

Elemente die erste von Dir herausgegebene Schülerzeitschrift Edelweiß. Und Das Tor nannte sich die Schülerzeitschrift, die Du nach dem Krieg, als Du ein Wiesbadener Gymnasium in der Oranienstraße besuchtest, ins Leben gerufen hast. Dazwischen lagen für Dich, der Du noch ein halbes Kind warst, traumatische Erlebnisse in der Endphase des Krieges: Kriegseinsatz im Partisanengebiet in der Slowakei, Flucht in den Westen durch das brennende Dresden, die Verantwortung für jüngere Geschwister. Bist Du die Bilder je wieder los geworden?

Lass' uns auf die Wiesbadener Zeit zurückkommen.

So klein ist die Welt haben wir lachend festgestellt, denn leicht hätten wir uns begegnen können als Schüler, Du 17 ich 13. Deine erste Liebe Hannelore und ich besuchten die gleiche Schule, das heutige Elly-Heuss-Gymnasium in Wiesbaden.

Vielleicht haben wir mal nebeneinander gesessen im Aktualitätenkino, dem „AKI“ in der Wiesbadener Kirchgasse, in dem non stopp eine Art Tagesschau lief – Jahre bevor es Fernsehen für Jedermann gab.

Knutschkino für 50 Pfennig für Hannelore und Johannes in der pruden Nachkriegszeit? Womöglich.

Jedenfalls wurde besagte Hannelore Deine erste Frau.

Und mit Edith, Deiner jetzigen liebenswerten Angetrauten, eben dieser „bin glücklich verheiratet“-Frau, beende ich diesen Brief an Dich so wie ich ihn begann. Euch beiden wünsche ich viele Jahre kreatives Wohlfühlen miteinander.

Herzlich
Helga Friederike

Augenarzt und Menschenfreund - Ludwig Lazarus Zamenhof

Am 17. Dezember 1878 fand in Warschau ein ungewöhnliches Treffen statt. Ludwik Lejzer Zamenhof feierte mit Schulfreunden seinen 19. Geburtstag. Als Höhepunkt deklamierte man eines seiner Gedichte, das in der Strophe gipfelte: „Malamikete de las nacjes: kadó, kadó, jam temp' està!“, was bedeutet: „Die Feindschaft zwischen den Völkern soll fallen. Es ist an der Zeit!“.

Es war in der von ihm erfundenen „Lingwe uniwersala“ geschrieben, die er nicht als irgendeine weitere Sprache verstand, sondern als Mittel, die Menschen zueinander zu bringen. Hatte er doch in Białystok, seiner unter russischer Herrschaft stehenden polnischen Geburtsstadt, erleben müssen, dass sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen - Polen, Russen, Litauer, Ukrainer, Juden oder Deutsche - gerade der Sprachen wegen entzweiten. Dem jungen Mann war klar geworden: Die Lösung konnte nur eine übernationale, neutrale Sprache sein. Und weil diese von allen in gleicher Weise erlernt werden müsste, sei sie auch allen gleich nah und wolle so auch niemandes Muttersprache ersetzen.

Nach dem Abitur studierte er in Moskau Medizin. Gleichzeitig arbeitete er an der Verbesserung seiner Sprache, die leicht erlernbar, gut auszusprechen, logisch, ohne Ausnahmen, für jeden erlernbar, universell verwendbar sein sollte. Als ihm diese anspruchsvolle Arbeit gelungen war, hatte er auch sein Studium erfolgreich beendet. Das war 1885. Im gleichen Jahr stellte er erstmals sein Projekt einer größeren Öffentlichkeit vor. Dabei benutzte er, weil er die zaristische Zensur

fürchten musste, das Pseudonym "Dr. Esperanto" – "der Hoffende". Dieser Begriff ist als praktisches Erkennungszeichen der Sprache bis heute erhalten geblieben. Die ersten Broschüren konnten nur gedruckt werden, weil seine Braut, Klara Zilbernik, und ihr Vater einen Teil der Mitgift dafür zur Verfügung stellten.

Ludwig Lazarus Zamenhof, wie er im Deutschen genannt wird, spezialisierte sich als Augenarzt. In seiner Praxis behandelte er oft kostenlos die meist armen Patienten. Die Freizeit war der "Lingvo internacia" gewidmet, für die er immer mehr Anhänger fand. Menschen aus der ganzen Welt ließen sich für das Ideal begeistern, mit einer übernationalen gemeinsamen Sprache eine friedliche menschliche Gemeinschaft zu formen. Organisationen entstanden, Konferenzen und Weltkongresse fanden statt. Die Sprachbewegung des bescheidenen polnischen Augenarztes, der auf alle Rechte an seiner Erfindung verzichtete, erfuhr einen starken Aufschwung. Allerdings dämpften die beiden Weltkriege die Hoffnungen, und verschiedene Diktaturen stellten sich aktiv dagegen.

Es ist hier nicht der Raum, um über die weitere Entwicklung von Esperanto zu berichten. Es soll aber erwähnt werden, dass das internationale Sprachprojekt nicht der einzige Versuch Zamenhofs war, der Menschheit die Augen zu öffnen und neue Perspektiven anzugehen.

Manche Vorschläge wurden aus der individuellen und kollektiven Erfahrung eines osteuropäischen Juden heraus entwickelt, so z. B. sein Beitrag zum damals aktuellen Zionismus und zur Regulierung der jiddischen Sprache. Auch sein "Hillelismus" ver-

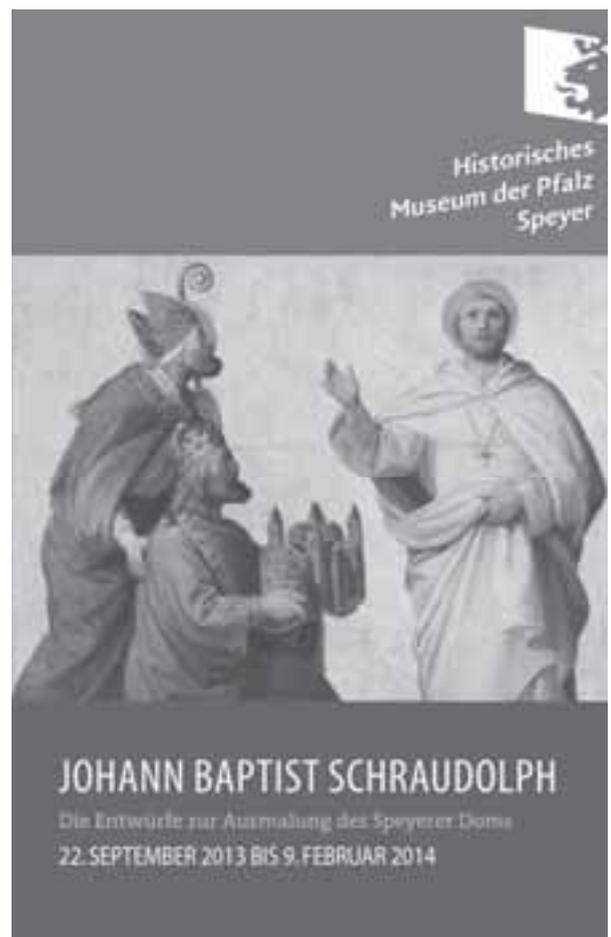
suchte, die vielen anspruchsvollen Gebote des Judentums auf die "Goldene Regel" des Rabbi Hillel zurückzuführen ("Was dir verhaßt ist, das tue deinem Nächsten nicht!"). Aber diese Aktivitäten blieben nicht auf seine Herkunftskultur beschränkt. Sein Blick weitete sich von der jüdischen Sprechergemeinschaft des Jiddischen auf ein weltweit gemeinsames Sprachverständnis, und der Reformeifer in der Herkunftsreligion ging über in das humanistische Projekt des „Homaranismus“, das eine übergreifende Einheit der Weltreligionen anstrebte, ganz ähnlich, wie es aktuell dem katholischen Theologen Hans Küng ein Anliegen ist.



Zamenhof war 1914 auf dem Weg zum Esperanto-Weltkongreß in Paris, als der Krieg ausbrach; er musste auf Umwegen nach Polen zurückkehren. Die gegen jeden internationalen Ausgleich gerichtete kriegerische Auseinandersetzung setzte dem Schöpfer des Esperanto („iniciatinto“ - „Anreger“ nannte er sich selbst) stark zu. 1917 starb der 58jährige in War-

schau. Die meisten Kinder und Verwandten Zamenhofs kamen später in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern um. Ein Enkel hat nur überlebt, weil ihn eine polnische christliche Familie versteckte. Es mag als symbolisch gelten, dass in dieser mutigen Tat ein Funke von den Idealen lebt, die Ludwig Lazarus Zamenhof lebenslang inspirierten.

Rita Rössler-Buckel



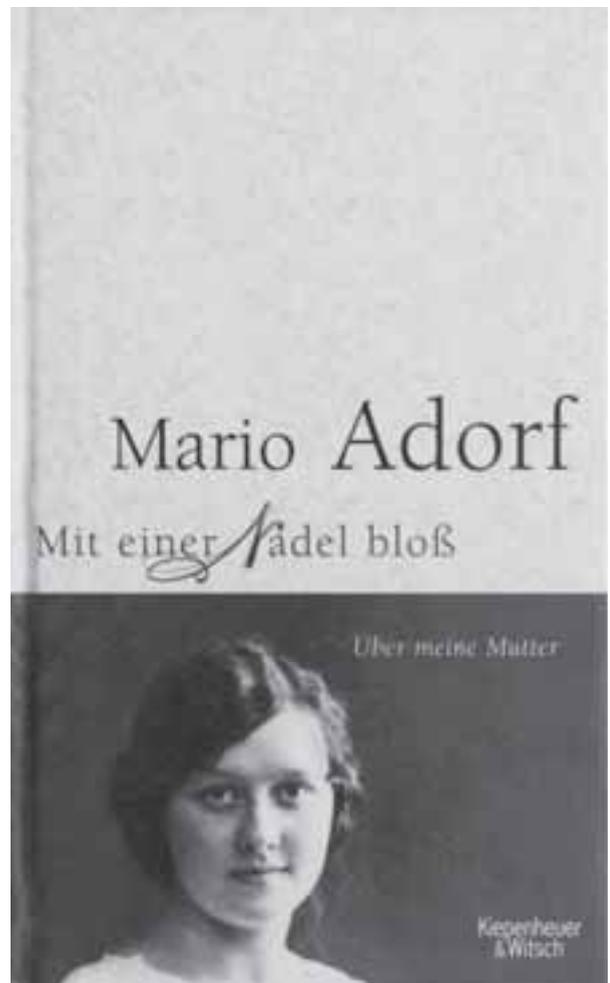
Leseempfehlungen

Hier und in den folgenden Ausgaben von „aktiv dabei“ werden jeweils Bücher vorgestellt, die – so meinen wir – für ältere Semester interessant sind. Wir möchten dabei unsere Leser nicht mit umfangreicher und eventuell schwer verdaulicher Lesekost belasten. Was wir zur Lektüre vorschlagen, soll gut zu lesen sein und den Leser nicht dazu veranlassen, das Buch vorzeitig beiseite zu legen und es vielleicht im Bücherschrank irgendwo verstauben zu lassen.



Arno Geiger, Der alte König in seinem Exil; Carl Hanser Verlag, 189 Seiten.

Anfangs verzweifelt und ratlos, erlebt der Autor die zunehmende Demenz seines Vaters. Die unheilbare und für Außenstehende oft unheimliche Alzheimersche Krankheit bringt den Sohn im Verlauf von schmerzlichen Jahren dahin, die entrückte Welt, in die der Vater sich allmählich begibt, zu begreifen und zu dem Kranken ein neues Verhältnis aufzubauen.



Mario Adorf, Mit einer Nadel bloß; Kiepenheuer & Witsch, 156 Seiten.

Lebensbeschreibungen, besonders wenn es sich um das Leben von Prominenten handelt, erfreuen sich stets großer Beliebtheit. Mario Adorf, der bekannte Schauspieler,

stellt sein eigenes Leben hier jedoch an den Rand. Hauptperson ist seine Mutter, die den jungen Mario in schwerer Zeit, ohne den im fernen Kalabrien weilenden Vater, mit dem Erlös aus ihrer Näharbeit großzog. „Mit einer Nadel bloß...“, wie eine Zeile aus dem berühmten Monolog Hamlets, allerdings in anderem Zusammenhang, lautet. Wer hätte gedacht, dass der große Schauspieler Mario Adorf auch so hinreißend und spannend erzählen kann!



Monika Beckerle u. Henrike Supiran (Hrsg.), Gute Butter – Die 50er Jahre; im Selbstverlag, 285 Seiten.

Die Herausgeberinnen geben die Autobiografien von insgesamt zwanzig Zeitzeugen wieder, die in den Jahren 1924 bis 1950 geboren sind und die als Kinder und Jugendliche die Zeit des Zweiten Weltkrieges, die Zeit davor und danach hautnah erlebt haben. Die Schrecken

des Krieges, Kampfhandlungen, Bombenangriffe, Gewalt und Tod werden von den Protagonisten nur am Rand erwähnt. Mehr Erwähnung finden die Folgen von Vertreibung und Flucht, Hunger, Not und Mangel der unmittelbaren Nachkriegszeit. Viele Zeitzeugen erinnern sich besonders gut an die Zeit nach der Währungsreform und an das „Wirtschaftswunder“. Auch Dinge wie Vergnügungen, Spiele, Kleidung, Mode der Kriegs- und Nachkriegszeit werden ausgiebig beschrieben. Als die Schandtaten der Nazis nach dem Krieg allmählich offenbar wurden, haben viele dies verdrängt. Die unbequeme Wahrheit führte aber auch zu Entsetzen und Schuldgefühlen. Das Buch ist ausgiebig mit Fotos aus dieser Zeit bebildert.

Dr. Walter Alt



Sinn oder Unsinn

Schokolade macht Pickel, Zecken lassen sich mit einem Tropfen Öl entfernen, einen Schlafwandler darf man nicht ansprechen – nur einige der vielen Gebote und Spruchweisheiten, die von Generation zu Generation weiter gegeben werden.

Genauer betrachtet stimmen sie genau so wenig wie viele überlieferte Sprichwörter.

Nehmen Sie zum Beispiel „Unrecht' Gut gedeihet nicht.“

Wie kommt es dann, dass die einen brav ihre Steuern zahlen, während andere sich mit ‚unrecht' Gut' lebenslang ungestraft einen schönen Lenz machen?

„Der Klügere gibt nach“ Schön und gut. Aber was macht der Klügste?

Ist es wirklich ratsam, immer nachzugeben oder doch vielleicht klüger, zu seiner Meinung zu stehen, wenn man gute Argumente zu haben glaubt? Es könnte sonst passieren, dass die Dümmeren in der Welt das Sagen haben.

Bitte verlassen Sie sich nicht darauf, dass Hunde, die bellen, nicht beißen. Wenn der Kläffer gleichzeitig seinen Schwanz steil in die Höhe streckt, die Zähne bleckt und sich seine Nackenhaare sträuben, dann sehen Sie besser zu, dass Sie Land gewinnen!

„Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist.“ Ein rätselhafter Spruch!

Woher soll ich wissen, wann es am schönsten ist. Sobald die Stimmungskurve fällt, hab' ich den Zeitpunkt ja bereits verpasst. Und wenn ich zu früh aufhöre, versäume ich vielleicht etwas ganz Tolles. Also grüble ich lieber nicht nach über die Halbwertzeit der schönen Momente

sondern versuche, jeden Augenblick zu genießen.

Alle Kinder schneiden gerne Grimassen und rollen auch schon mal ihre Augäpfel Richtung Nasenspitze nach innen. Ich höre heute noch meine Großtante sagen „Schiel' nicht Kind, sonst bleibt dir das.“ Es ist mir nicht geblieben und es ist auch kein Fall bekannt, in dem es bei gesunden Augen beim Schielen geblieben wäre.

Den Ratschlag: „Eichen sollst du weichen, Buchen sollst du suchen“ könnte man ganz einfach ersetzen durch „Stell' dich bei Gewitter nicht unter einen hohen Baum“. Der Blitz schlägt nun mal besonders gern in die höchste Erhebung einer Landschaft ein. Das kann genauso gut eine Eiche sein wie eine Buche, eine Linde, eine Platane oder auch ein Turm.

Wenn Ihnen Ihr frisch gekochtes Frühstücksei zu heiß ist zum Anfassen dürfen Sie es gerne mit kaltem Wasser abschrecken. Sonst ist das allerdings zu gar nichts gut, denn nachweislich lässt sich die Schale eines unerschrockenen Eies ganz genau so gut oder schlecht schälen.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr? Hänschen lernt vielleicht etwas müheloser, aber wenn Hans mit Verlassen der Schule aufhören würde erfolgreich zu lernen, würde er bei den Anforderungen in einer stets sich wandelnden Berufswelt bald ganz schön alt aussehen. Lebenslanges Lernen ist angesagt – auch ein absolut beherzigenswertes Motto der Volkshochschulen!

Wohlfeile Sprüche gibt's wirklich haufenweise und bekanntlich lässt sich zu jeder Lösung ein Problem finden und zu jeder überlieferten chinesischen Weisheit eine

Situation, auf die sie grade passt. Aber seien Sie da etwas misstrauisch, denn: Alte chinesische Weisheiten sind meistens nur gut für alte Chinesen.

Doch was ist eigentlich mit „Alter schützt vor Torheit nicht“?

Ich fürchte, da könnte was dran sein. Also besser: Schwamm drüber!

Helga F. Weisse

Veranstaltungsvorschau des Stadtarchivs Speyer

Vorträge und Präsentationen

15. Oktober, 18.30 Uhr

Buchvorstellung Henry J. Cohn, Die Herrschaft in der Pfalz am Rhein im 15. Jahrhundert. Ort: Zentrum der Jüdischen Kultusgemeinde der Rheinpfalz, Am Weidenberg 3, 67346 Speyer (Veranstaltung in Kooperation mit dem Historischen Verein der Pfalz und der Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung)

17. Oktober, 19.00 Uhr

Filmpräsentation Auf französischen Spuren in Speyer. Ein Imagefilm des Stadtarchivs Speyer (in Kooperation mit dem Offenen Kanal Speyer und dem MedienkompetenzNetzwerk Speyer). Ort: Historischer Ratssaal. Gastreferent: Dr. Ulrich Nieß (Direktor des Stadtarchivs Mannheim - Institut für Stadtgeschichte).

23. Oktober, 18.30 Uhr

Nächster Vortrag in der Reihe „Mittwochabend im Stadtarchiv“ (Rechenkünstler und Büchersammler. Dem Speyerer Domherren Nicolaus Matz zum 500. Todestag, Dr. Lenelotte Möller). Ort: Lesesaal, Stadtarchiv Speyer.

13. November, 18.30 Uhr

Nächster Vortrag in der Reihe „Mittwochabend im Stadtarchiv“: Sep Rufs Bau für die Universität Speyer, Planung, Bau und Bedeutung. Prof. Dr. Stefan Fisch (Deutsche Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer). Ort: Lesesaal, Stadtarchiv Speyer.

Wichtige Zeitdokumente



Bischof Faulhaber, Frontbesuch Courdenay
Mai 1915



Pfalz-Flugzeugwerke Fliegerbombe spätestens 1915

Ein wichtiger Bestand des Stadtarchivs ist nun endlich neuverzeichnet und besser benutzbar: Bestand 6 enthält 2836 Akten aus der Zeit 1880-1950, darunter umfangreiches Material über den Ersten Weltkrieg und die Besatzungszeit. In Kürze wird er komplett online recherchierbar sein (www.stadtarchiv.speyer.de)

Appetit auf Engel

DIE ECHTEN SCHLESISCHEN ENGEL

bestehen aus Honig Zucker Mehl
Eiern Butter Schokoladenpulver Kakao
Nüssen Mandeln Citronat Orangeat
Pfefferkuchengewürz Neunerlei Pottasche
Hirschhornsalz geriebener Zitronenschale
und Rum



Der gut geknetete Teig bleibt
2 - 3 Tage stehen
Ausgerollt und ausgestochen gehen
sechs Viererreihen aufs Blech
Bei 160° Hitze sind in ca 20 Minuten
24 dunkle Engel fertig

Ich bin aber Atheistin, sagte die Journalistin,
als Ich ihr von meinen Engeldichten
- Anthologie bei Kleebaum Bamberg - erzählte.
Dann rührte sie sich den Kaffee an, nahm einen der
SCHWARZEN SCHLESISCHEN ENGEL

und sprach:

Jetzt esse ich den, dann ist der Engel in mir.
So war's.

Na bitte, sagt mir doch nicht, die Atheisten
hätten keinen Appetit auf Engel mehr . . .

edition engel der poesie
speyer, text & buchdruck
artur schütt, handsatz: jule

Generationen Hand in Hand

Fotoserie: Eine Initiative des Seniorenbüros





T(h)urmuhrenfabrik Porth

Ein imposantes Haus am südlichen Abschluss des neu gestalteten St.-Guido-Stifts-Platzes steht schon lange nicht mehr: Die "Thurmuhrenfabrik" Porth, Wormser Straße 30.

Richtig gelesen - mit "h" im Turm. Denn als der "Mechanicus und Uhrmacher" Johann Georg Porth oder einer seiner Söhne den breiten Schriftzug quer über die Vorderseite des noch breiteren Hauses malen ließ, schrieb man Turm eben Thurm. Vor etwa 180 Jahren war das und das große, 1809/10 angelegte Areal davor hieß anfangs noch Weidenbergplatz.

Die Geschichte des Ende Dezember 1955 abgerissenen dreistöckigen Hauses mit dem gewaltigen Dach und einem Türmchen obendrauf ist auch ein Stück Speyerer Historie. Recherchen der Stadtarchivarin Katrin Hopstock und der RHEINPFALZ förderten folgende Einzelheiten zu Tage.

Am 1. Dezember 1833 verkauften Sophia Reiling und ihre Kinder einen 1818 von ihrem verstorbenen Mann erworbenen, großzügig ausgebauten, aber nicht unterkellerten Besitz samt darin untergebrachter Wirtschaft mit Tanzsaal an Johann Georg Porth (1795 - 1867). Der stammte aus dem nordpfälzischen Gaugrehweiler, hatte seinen Betrieb 1825 gegründet und war angeblich wegen des Baues der neuen, 2400 Gulden teuren neuen Domuhr nach Speyer gezogen.

Johann Georg Porth und seine jeweiligen Nachfolger - der vornamensgleiche älteste Sohn, Enkel Karl Friedrich, Urenkel Ludwig Erwin Porth - waren offenbar gut im Geschäft. So arbeiteten sie um 1830

(damals noch nicht als Speyerer) für die katholische Kirche in Otterstadt, 1860 für das Pirmasenser Kloster der Franziskanerinnen, zwischen 1862 und 1875 fertigte die "Thurmuhrenfabrik Porth", die einzige ihrer Art in der Pfalz Gemeinde-Turmuhren für Hanhofen, Nieder-Ingelheim/Kreis Bingen, Gleiszellen und Gleishorbach. Aufträge führten auch anderswo im jungen Deutschland aus.

Ludwig Erwin Porth führte den Betrieb von 1911 bis 1959. Er veräußerte das Anwesen an der südlichen Stirnseite des St.-Guido-Stifts-Platzes, Ecke Wormser Straße/Armbrustraße etwa um 1922 und verlegte das Unternehmen zwischen 1932 und 1934 in die Werkstraße. Da sein als Nachfolger vorgesehener Sohn Karl Heinz in Russland geblieben war, übernahm sein Schwager Fritz Hofmann den Traditionsbetrieb. Der bestand bis Anfang der 1970-er.

Das "Thurmuhrenfabrik"-Gebäude verwitterte samt Schriftzug immer mehr. Die RHEINPFALZ vermeldete 1955 "vom Dach bis zum Straßenpflaster einen gefährlichen Riss durch das dicke Mauerwerk", Passanten registrierten gelösten Verputz und heruntergefallene Ziegel.

Ende Dezember 1955 wurde das schwer in die Jahre gekommene große Haus abgerissen. An seiner Stelle entstand ein nicht minder imposantes Gebäude mit einer Autoglaserei (vor Tankstelle), einem Geschäft für Tierfotografie nebst Kalenderverlag und Wohnungen. Wolfgang Kauer

Das Höchste sind große Gedanken und ein reines Herz.

Schiller

Der Schock des Eisenbahnkönigs

Heinrich Hilgard/Henry Villard und sein prägendes Erlebnis in Speyer

Zu den von früheren Speyerer Stadtverwaltungen nicht erhaltenen Anwesen gehörte auch das am Königsplatz gelegene Geburtshaus des späteren US-amerikanischen Eisenbahnkönigs Henry Villard alias Ferdinand Heinrich Gustav Hilgard. Als Zwölfjähriger hatte er in dem Anwesen Ecke Ludwigstraße/Schulergasse ein schockierendes Erlebnis, das indirekt mit dem bayerischen König Ludwig I zusammenhing.

Wie der auch an Speyerer Historie interessierte Römerberger Karl Erhard Schuhmacher herausfand, blickte Hilgard selbst Jahrzehnte später bewegt auf den 27. August 1847 zurück. Der wegen der Versetzung seines Vaters, des Speyerer Amtsrichters Gustav Leonhard Hilgard, lange in Zweibrücken lebende Heinrich Hilgard war während der Sommerferien nach Speyer zurück gekommen und wohnte in dem Anwesen seiner Großeltern Franz Josef und Maria Pfeiffer, seinem Geburtshaus.

Das lag neben dem vorübergehenden königlichen Quartier "Wittelsbacher Hof" und sollte daher geschmückt werden. Der Regent war nach Speyer gekommen, um die erste Phase der Dom-Ausmalung durch Johann Schraudolph zu begutachten, den er damit beauftragt hatte.

Zu dem den kleinen Heinrich Hilgard bewegenden Vorfall zitiert Schuhmacher aus der Autobiographie des Eisenbahnkönigs: "Am Mittag des Ankunftstages des Königs war mein Großvater im oberen Stock mit der Befestigung von Girlanden an den Fenstern beschäftigt. Als zum Essen gerufen wurde, ging ihm voraus zum Esszimmer in dem unteren Stock.

Weil er nach einigen Minuten nicht erschienen war, wurde ich wieder zu hin

aufgeschickt. Ich fand ihn regungslos vor einem Fenster liegen. Schreiend stürzte ich hinunter zu Großmutter und Tante. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben im 76. Jahr ein Ende gemacht. Ich war aufs Tiefste erschüttert".

Der Römerberger Hobby-Historiker hält es "für durchaus möglich, das König Ludwig I. seinen bis zu seinem Tod dienstuenden Beamten Franz Josef Pfeiffer persönlich kannte. Denn der war wegen seiner beeindruckenden Biographie und seiner geachteten Persönlichkeit in der Pfalz bekannt.

Heinrich Hilgards Großvater war nach Ausbruch der französischen Revolution als Freiwilliger in die königliche Armee Frankreichs eingetreten, wurde mehrfach verwundet und erhielt später das Ritterkreuz des St. Ludwigsordens. Als Nachfolger seines Vaters wurde er 1803 Salinenverwalter in Bad Dürkheim und ab 1817 leitete er 30 Jahre lang das königlich bayerische Salzamt in Speyer.

Ähnlich wie dem König im August 1847 bereiteten die Speyerer 40 Jahre später auch ihrem Förderer Henry Villard/Heinrich Hilgard einen großen Empfang. Das Festessen dazu, übrigens "für alle Bürger offen" gab es am 14. Juli 1884 im "Wittelsbacher Hof", also neben dem neben dem Haus Pfeiffer, wo der Eisenbahn-König geboren wurde.

Der zum US-Amerikaner Henry Villard gewordene Ferdinand Heinrich Gustav Hilgard (1835 - 1900) ermöglichte seiner Geburtsstadt Speyer den Bau des Diakonissenkrankenhauses, unterstützte das Projekt Gedächtniskirche ebenso wie gymnasiale Einrichtungen. An den Eisenbahn-König erinnern in Speyer eine Straße und eine Büste im Garten der Diakonissenanstalt.

Seine Lebenslinie verlief im Zickzack.

Nach Amerika ausgewandert, nannte sich Hilgard nunmehr Villard, nach einem ehemaligen Mitschüler an dem Gymnasium im elsässischen Pfalsbourg (Pfalzburg). In den USA war nacheinander Barmann, Hausierer, Eisenbahnarbeiter, Erntehelfer, Anwaltsgehilfe, Journalist und hierbei Zeitungskorrespondent im amerikanischen Bürgerkrieg, preußisch-österreichischen und deutsch-französischen Kriegen. Danach nutzte er seine Fähigkeit, wichtige Leute zusammen zu bringen und sich dabei finanzieller Vorteile zu versichern.

Schließlich stieg Villard ins Verlags- und Eisenbahngeschäft ein, verdiente, verlor und gewann neuerlich Millionen.

Vermutlich sechsmal besuchte er Deutschland, vielleicht mehrmals auch Speyer. Als Wirtschaftstycoon zog er sich 1893 auf sein Gut bei Dobbs Ferry/New York zurück. Dort starb sieben Jahre später, gerade 55 Jahre alt. –

Wolfgang Kauer

Das Wunderkind

Manche Eltern haben ein Wunderkind: O diese Glücklichen! Wir gratulieren ihnen. Es gibt aber auch Eltern, die haben kein Wunderkind. Weil sie aber gerne eines möchten, versuchen sie, mit Gewalt aus ihrem Kind eines zu machen. Die Ärmsten! Ist denn das Erziehung? Erziehen heißt doch nicht, dem Kind eine bestimmte Rolle aufzwingen, sondern seine Anlagen entfalten.

Verkehren Sie einmal mit ehrgeizigen Eltern, dann hören Sie folgende Reden:

Unser Kind soll überall vorne dran sein.

Unser Kind soll den Beruf ergreifen, den wir ihm auswählen.

Unser Kind soll die Erziehung bekommen, die sich bei uns bewährt hat.

Nach den Anlagen und Talenten des Kindes fragen sie nicht. Und dann sind sie überzeugt, dass sie ihr Kind außergewöhnlich lieb haben und dass sie ja nur sein Bestes wollen. Dabei erstreben sie nur die Verwirklichung eines eigenen ehrgeizigen Zieles. Was sich hier als Liebe tarnt, ist in Wirklichkeit Egoismus. Denn die Liebe besteht nicht im Nehmen, sondern im Geben.

Bernhard Matheis



Weltladen-Taxi

Wir liefern Produkte aus dem Sortiment des Weltladens Speyer direkt zu Ihnen nach Hause.

Bestellen Sie bis spätestens Mittwoch 15.00 Uhr unter:
015772671893

dann bekommen Sie donnerstags zwischen 16:30 Uhr und 18:30 Uhr per Fahrrad Ihre Einkäufe gebracht.

Das Angebot beschränkt sich auf die Stadt Speyer.



Stadtarchiv sucht Fotos

Fotos von Musikvereinen aus früheren Zeiten



Kapelle Wyrott. Die älteste Aufnahme Speyerer Musiker ca. 1870/77.

Stadtarchiv Speyer sucht Fotos

Musikalische Vereinigungen mit Geschichte

Die Speyerer haben sich schon früh in musikalischen Vereinigungen zusammengefunden, ob als Chor, Orchester oder Band. Genannt seien hier nur der MGV Lyra (gegr. 1867), oder der MGV Frohsinn (gegr. als Gesellschaft Frohsinn 1871). International bekannt waren und sind die Instrumente der hiesigen „Holz-Blasinstrumenten-Fabrik Georg Berthold & Söhne“ (1849-1937).

Das Stadtarchiv arbeitet ständig an der Erweiterung seiner Fotosammlung. Ob stadtgeschichtliche Ereignisse, unbekannte Straßenzüge, Jubiläen und und und. Das Stadtarchiv sichert diese Aufnahmen für die Zukunft und macht sie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich.

Zwischenzeitlich ist ein ständig wachsender Anteil auch online einsehbar. Wenn Sie alte Fotos zu Hause haben, dann bringen Sie diese im Stadtarchiv vorbei, sie können vielleicht wertvoll sein, um die Erinnerungen an vergangene Zeiten zu erhalten.



„1. Pfälzisches Domra-Orchester“. Dieses Balalaika-Ensemble war eine Gründung Speyerer Arbeitsloser Anfang der 1920er Jahre.



Orchester der Klavierschule (Bertha) Thoma, 1930. Oben Mitte: Karl Haas (+ 2005) der im amerikanischen Exil bekannt wurde durch seine Sendung „Adventures in good music“.



Die Neuland-Kapelle, 1936. Zu ihr liegen dem Stadtarchiv bislang keine weiteren Angaben vor.



Jazz Kapelle Speyer



Die bekannten Speyerer „Ice Cave City Stompers“ – wohl älteste Aufnahme dieser 1960 gegründeten damaligen Schülerband (Lothar Schiewener, Jens v. Wilmsdorf, Rainer Köppler, Helmut Erb, „Jachy“ Georg Andracek, Rudi Reither).

Aufblühen im Alter

Neu im Angebot:



Essen auf Rädern



Pflege zu Hause



gerne richten wir auch Ihre privaten Feste bei Ihnen zu Hause oder in unserem gemütlichen Restaurant aus!

Saller-Stift

Obere Langgasse 5a
67346 Speyer
06232/207-0

- Vollstationäre Pflege
- Kurzzeitpflege
- Gastronomie / Catering
- ambulante Pflege
- Essen auf Rädern

Haben Sie schon einmal über Kurzzeitpflege im Sallerstift nachgedacht?

Exotisch und sehr selten – der Wiedehopf

Einer der seltensten Brutvögel unserer Heimat ist der exotisch anmutende Wiedehopf. Im Jahre 2005 wurde die Anzahl der Brutpaare in ganz Deutschland auf etwa 400 geschätzt. Auffällig an seinem Erscheinungsbild sind seine Färbung, seine Federhaube und sein langer Schnabel.



Die Hauptfarbe des etwa 25 cm großen Wiedehopfs ist dunkelgelb – rostbraun, die Flügeldecken sind schwarzweiß gebändert, ebenso zeigt der schwarze Schwanz ein weißes Querband, diese Färbung finden wir auch an den Spitzen der Federhaube.

Ebenso einzigartig wie seine Färbung ist auch der Gesang des Wiedehopfs. Er besteht nur aus ganz wenigen Tönen: „u.u.u.up,up“, die das Männchen von einer Singwarte erklingen lässt. Bei Gefahr lassen Männchen wie Weibchen ein lau

tes „rääh“ ertönen, was an den Warnruf unseres Eichelhäfers erinnert.

Der Lebensraum des Wiedehopfs sind offene, wärmeorientierte Landschaften mit Büschen, Hecken und einzelnen Bäumen. Gern lebt er in Gegenden mit Weidehaltung, aber auch aufgelassene Weinberge mit Trockenmauern und Streuobstwiesen mit alten hochstämmigen Bäumen dienen ihm als Sommerquartier. Künstliche Nisthöhlen werden vom Wiedehopf vereinzelt als Brutplatz angenommen.

Hat sich im Frühjahr ein Paar gefunden, so führt es eine „Ehe für einen Sommer“. Das Nest wird in der vom Männchen ausgesuchten Bruthöhle angelegt. Das Weibchen legt meist 5-7 Eier, die es allein knapp drei Wochen lang bebrütet, die Jungen sind nach weiteren 3-4 Wochen flügge. Während der gesamten Brutdauer wird das Weibchen vom Männchen mit Futter versorgt, ebenso die Jungen in den ersten Lebenstagen.

Die Nahrung des Wiedehopfs besteht fast ausschließlich aus größeren Insekten. Mit seinem langen Schnabel gräbt er nach Feld- und Maulwurfsgrielen oder Engerlingen. Dazu frisst er Käfer (auf Tierweiden besonders Mistkäfer) und verschiedene Raupenarten, auch kleine Eidechsen und Frösche gehören zu seinem Nahrungsspektrum. Als Beikost verschmäht er Vogelgelege und Jungvögel (Nestlinge) nicht.

Wiedehopfe haben wie viele andere Vogelarten viele Feinde. Während die Altvögel sich vor Greifvögeln schützen müssen, sind Gelege und Jungvögel besonders durch Marder, Wiesel oder Katzen gefährdet.

Das Wiedehopfweibchen hat ein besonderes Abwehrmittel entwickelt: Es sondert während der Brutzeit aus einer Bürzeldrüse ein stark stinkendes Sekret ab (daher heißt

der Wiedehopf in manchen Gegenden auch „Stinkvogel“). Dieses Sekret wird auch von den Jungen im Nest verbreitet. Die Jungvögel haben aber noch eine andere Abwehrmethode gegen Feinde entwickelt: Sie schießen „scharf“ mit Kot gegen den Angreifer, auch gegen Menschen, die das Nest z.B. wissenschaftlich untersuchen wollen.

Bei uns ist der Wiedehopf Sommervogel, der teilweise schon Ende Juli den Weg in das Winterquartier antritt. Er fliegt einzeln in der Nacht nach Afrika, wo er südlich der Sahara überwintert.

Hans. U. Querfurth



Am Berghäuser Altrhein



Im Reffenthal



In den Speyerer Sanddünen



In der kleinen Lann

Die Fotos wurden aktiv dabei freundlicherweise von der Abteilung Umwelt und Forsten der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt.

Albert Schweitzer – Urwaldhospital als Lebensaufgabe

Biblische Reisen hat in diesem Jahr eine Reise anlässlich 100 Jahre Urwaldhospital in Lambarene angeboten. Dabei ging es schwerpunktmäßig um das Leben und Wirken von Dr. Albert Schweitzer.

Der Vorsitzende des „Deutschen Hilfsvereins für Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e.V.“, Dr. Roland Wolf hat die Studienreise verantwortet. Vor einigen Jahren war er vom Bund aus sechs Jahre in Gabun. Wir Teilnehmer der Studienreise konnten sehr viel von Herrn Dr. Wolf profitieren, von seinem Wissen und seinen jahrelangen Erfahrungen.

Nun zur eigentlichen Reise die die ersten beiden Tage nach Kayersberg führte, wo Schweitzer am 14. Januar 1875 geboren ist, nach Günsbach, wo er im Pfarrhaus aufgewachsen ist und nach Königsfeld, wo das Wohnhaus steht, in dem er, seine Frau und seine Tochter seit 1923 wohnen, wenn sie nicht in Afrika waren.



Gabun liegt am Äquator im Westen Afrikas, hat eine Fläche von 267.667 km² und etwas über 1,5 Mill. Einwohner, davon sind etwa 65 % Christen, meist Katholiken. 1960 erlangte Gabun die Unabhängigkeit von Frankreich. Seit 2009 ist Ali-Ben Bongo Präsident, der Sohn von Omar Bongo, der Präsident war von 1967 bis zu seinem plötzlichen Tod 2009. Ebenso wie sein Vater hält er große Stücke auf das Albert Schweitzer Hospital und schätzt es, dass es so etwas Besonderes gerade in seinem afrikanischen Land gibt.

Zu der vom Staat veranlassten 100-Jahrfeier des Albert-Schweitzer-Hospitals am 06. Juli reiste die Enkelin von Albert Schweitzer, Christiane Engel und sein Großneffe Louis Schweitzer an.

In Gabun, nach sechs Stunden Flug angekommen, blieben wir zwei Tage in der Hauptstadt Libreville, dort waren wir bei der Deutschen Botschaft zu Gast, bekamen bei der Stadtrundfahrt einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben dieser Stadt mit fast 600.000 Einwohnern und besichtigten die Kirche St. Michel, die reich verzierte Holzschnitzereien aufzuweisen hat. Von unserem typisch afrikanischen Hotel waren es nur wenige Schritte zum Atlantischen Ozean.



Die 230 km Landstraße von Libreville nach Lambarene bewältigten wir im „Hospital-Bus“ in sechs Stunden. Die ersten 150 km waren noch im Bau begriffen, dort regelten Baustellen und Schlaglöcher den Verkehr. Am Äquator hielten wir kurz an. Zur Zeit Schweitzers gab es noch keine Straße nach Lambarene, alles musste mit Kanus und später mit Motorbooten auf dem Ogowe-Fluss befördert werden, einschließlich des Tropenklaviers, ein Geschenk der Bachgesellschaft in Paris.



Im Alten Albert-Schweitzer-Hospital waren wir fünf Nächte untergebracht, wo Mitarbeiter Schweitzers, die mit ihm aus Europa gekommen waren ab 1927 nach der Umsiedlung des Spitals von Andende nach Lambarene wohnten. Die Mahlzeiten, die in der Hospitalküche zubereitet wurden, nahmen wir in dem Speisesaal ein, in dem auch Albert Schweitzer mit seinen Mitarbeitern gegessen hat. Am Abend hörten wir die Frösche quaken und einmal auch, anlässlich eines Totengedächtnisses, afrikanische Trommeln. Am Morgen weckten uns die Hähne mit ihrem Schreien.



Als erstes besichtigten wir, etwa fünf km von dem heutigen Hospital entfernt, die Pariser Missionsstation Andende, wo Albert Schweitzer am 16. April 1913 ankam und auf engstem Raum mit seiner medizinischen Tätigkeit im Urwald von Afrika begonnen hat. Damals noch nicht ahnend, dass die Tätigkeit im Urwaldhospital eine Lebensaufgabe werden würde. Auf diesem Gelände wurde, genau 100 Jahre nachdem Albert Schweitzer angekommen ist, das Jubiläum gefeiert und ein Gedenkstein mit seiner Büste aufgestellt.



Bei dieser Feierlichkeit waren auch Christiane Engel, die Enkelin von Albert Schweitzer, zwei ihrer Töchter und ein Schwiegersohn

anwesend. Heute befindet sich auf dem Gelände der Missionsstation eine Schule, die in der Verbindung steht mit dem Hospital in Lambarene. In dem ehemaligen Missionshaus wohnen Lehrer mit ihren Familien.



Zum Alten Hospital in Lambarene gehören zwei Glocken, die kleine Glocke wurde bei Schweitzer zum Arbeitsbeginn, zur Essensausgabe und zum Arbeitsabschluss geläutet. Die große Glocke, die Glocke des großen Doktors, wurde nur zum Gottesdienst geläutet und wird auch heute noch sonntags zu Beginn des Gottesdienstes im Neuen Hospital geläutet.

Auf dem Gelände des Schweitzer-Hospitals wurde 1955 das Lepradorf eingeweiht. Es besteht heute noch so wie zur Zeit Schweitzers. Ihm war es wichtig, dass Leprakranke mit ihren Familien gemeinsam dort wohnen. Damals hat er das Geld für seinen Nobelpreis für den Kauf von Wellblechdächern für das Lepradorf verwendet. Das gesamte Gelände des Albert-Schweitzer-Hospitals ist leicht überschaubar und deshalb war es für mich auch möglich, länger im Lepradorf zu bleiben als die Gruppe und mit den Menschen dort nonverbal Kontakt aufzunehmen. Ihre Zugewandtheit und ihre Sensibilität haben mich sehr beeindruckt.

Bei einem Hindernis auf der Straße hat mir spontan ein Leprakranker seine Hand gereicht. Für die heute Verantwortlichen des Neuen Hospitals steht die Klinik und deren Fortschritt im Vordergrund und nicht das Lepradorf und seine Menschen.

Das Neue Hospital wurde 1981, 16 Jahre nach dem Tod Schweitzers, eingeweiht. Es hat 150 Betten und die Ambulanz des Spitals hat 2012 über 15.000 Patienten in den umliegenden Urwalddörfern versorgt. Eine Hälfte der anfallenden Kosten werden durch Spenden aus aller Welt aufgebracht und die andere Hälfte trägt der Staat Gabun. Das Schweitzer-Hospital wird von den Menschen am Ogowe-Fluss weit besser angenommen, als die staatlichen Krankenhäuser die z. B. Fernseher und Tablettssystem haben.



Afrikanische Freunde haben Albert Schweitzer gebeten, sein Spital so zu bauen, dass die Einheimischen aus den Dörfern sich wohlfühlen können. Bis heute ist es noch so, dass die Angehörigen, die ihre Patienten bringen, meist da bleiben, sie pflegen und für sie vor dem Krankenzimmer im Freien das Essen zubereiten. Unter Albert Schweitzer waren die leitenden Ärzte immer Weiße aus Europa oder den USA und die afrikanischen Ärzte waren ihnen unterstellt. Heute sind die meisten Leitungskräfte und verantwortlichen Ärzte Schwarzafrikaner aus Gabun oder anderen afrikanischen Ländern.



Die Universität für Tropenmedizin in Tübingen hat ein Forschungsinstitut auf dem Gelände des Urwaldhospitals und befasst sich schwerpunktmäßig mit Malaria und Aids, zwei Seuchen, die Afrika besonders betreffen.



An einem Tag waren wir acht Stunden mit zwei Hospitalbooten auf dem Ogowe gefahren, der mit 1.200 km der größte Fluss Gabuns ist. Bis an die beiden Ufer reicht der Urwald und zu Beginn der Trockenzeit strecken Urwaldbäume ihre Wurzeln ins Wasser und Flusspferde tauchen aus dem Wasser auf. Sie waren es auch, die Albert Schweitzer halfen, das Thema „Ehrfurcht vor dem Leben“ zu finden.

Auf dem Schiff Richtung Lambarene sah er am Ufer, wie sich Flusspferde liebevoll um ihren Nachwuchs kümmerten und bei diesem Anblick hat er, wie er selbst berichtet, das Thema seines Lebens ge-

funden als ein Geschenk für seine Tätigkeit in Afrika. Am Ufer des Ogowe kurz vor dem Onangue-See sind Pelikane mit ihren erst kurz vorher aus dem Ei geschlüpften Jungen in ihren Nestern auf den Bäumen zu sehen. Der Pelikan, der Albert Schweitzer meist begleitete, war als Küken aus dem Nest gefallen und Schweitzer hat ihn gefunden, ihn aufgezogen und dies dankte ihm der Pelikan durch seine große Anhänglichkeit.



Auf der Rückfahrt stromaufwärts auf der rechten Seite ist die Missionsstation Ngomo, die heute Schulen und ein vom Staat unterhaltenes Ambulanzzentrum auf ihrem Gelände hat. An diesem Flusstag hat sich die Sonne meist gezeigt und sich nicht wie in Lambarene hinter Wolken versteckt, dies und der Wind vom Ogowe sorgten für ein erträgliches Klima.

Bei der Vorbereitung auf die Reise habe ich ganz unterschiedliche Bücher von Albert Schweitzer gelesen und dabei festgestellt, dass er seiner Zeit weit voraus war und was er sagte und wofür er sich einsetzte heute noch genauso aktuell ist wie zu seinen Lebzeiten.

Nicht als ein „gutes Werk“, sondern als eine unabweisliche Pflicht soll uns das, was unter den Farbigen zu tun ist, erscheinen. (Albert Schweitzer: Zwischen Wasser und Urwald)

Diakonisse Rosemarie Römhild

Willkommen in der Wildnis – Kanadas Rocky Mountains

-Drei „Speyerer Senioren“ auf großer Tour unterwegs-



Bergsteigen in den Rocky Mountains, das ist gleichbedeutend mit Abenteuer und Abgeschlossenheit. Tausende Kilometer Trails und einsame Gipfel, endlose Wälder und wilde Tiere, das verspricht Naturerlebnis pur.

Es sind Szenerien, die uns immer wieder ungläubig staunen lassen: Wir sehen Bergseen, die in fantastischen Smaragdgrün leuchten, weiße Gletscher und wildgezackte Dreitausender, die in den blauen kanadischen Himmel ragen. Wir gleiten über endlose Highways und mit jeder Meile verfallen wir ein bisschen mehr dem Zauber dieses Landes.



Die Sonne malt bunte Regenbogen in den feinen Wassernebel, den der Wind über die Athabasca Falls weht. Aber wir

haben jetzt kaum einen Blick für dieses kleine, bezaubernde Naturschauspiel. Wie gebannt schauen wir in die Tiefe, wo sich mit ohrenbetäubendem Getöse ungeheure Wassermassen zwischen zerklüfteten Felsen hindurchzwängen. Die Athabasca Wasserfälle, südlich von Jasper am Icefield Parkway gelegen, eine atemberaubende Vorstellung von Mutter Natur, aber wahrhaftig nicht die einzige im „Wilden Westen“ Kanadas.

Hier, im Grenzgebiet von Alberta und British Columbia, wo schneebedeckte Dreitausender in den Himmel ragen und glasklare Flüsse durch atemberaubende Schluchten strömen, reiht sich ein großartiges Landschaftsbild an das nächste.

Ankunft vor knapp einer Woche mit dem Flieger aus Frankfurt in Calgary. Wir bummeln durch glitzernde Shopping Malls, besuchen den Devonian Garden – ein Pflanzenparadies. Dann hält es uns nicht mehr länger in der Stadt. Wir folgen dem Lockruf der Wildnis; auf dem Transcanada Highway in Richtung Westen.

Ankunft im berühmten, vom markanten Felsengipfel des 2949 Meter hohen Mt. Rundle überragten Wintersportort Banff. Das Städtchen ist nicht nur bekannt für seine heißen Quellen, Banff ist in der Sommersaison auch ein Dorado für Wanderer und Biker.

Gerade ein „Muss“ ist die Fahrt über den Bow River Valley Parkway zum gut 50 Kilometer entfernten Lake Louise, der in sattem Türkis leuchtend am Fuße des 3463 Meter hohen Mount Viktoria liegt. Hier ist auch der Ausgangspunkt für die Fahrt über eine der „Traumstrassen der Welt“ – dem Icefield

Parkway, der über 230 Kilometer von Lake Louise hinauf nach Jasper führt. Zu den Höhepunkten gehören die Fahrt über den Bow Passe, das Columbia Icefield (es ist das größte zusammenhängende Gletschergebiet der Rockies), der Abstecher zum Maligne Lake ist unbedingt zu empfehlen – die kleine Insel Spirit Island ist das Ziel – hier ist es still und man kann die urgewaltige, wilde Natur der Berge Kanadas besonders eindrucksvoll erleben. Am Mt. Robson, den mit 3.954 Metern höchsten Gipfel der kanadischen Rockies, hatten wir nicht das beste Wetter. Es passiert häufig, dass sich zumindest die Spitze des Berges in den Wolken versteckt – im Durchschnitt sieht man den Gipfel nur jeden dritten Tag – und wir waren wohl am zweiten Tag hier.

Weiter geht die Tour in den Yoho Nationalpark. Hier liegt der fast in unnatürlichen Smaragdgrün leuchtende Emerald Lake. Ein Spaziergang um den See – einfach Natur pur. Vorbei an der Natural Bridge – immer dem Kicking Horse River folgend – fahren wir mit Stopp an den Wapta Falls über Golden nach Radium Hot Springs und von dort hinein in den Kootenay Nationalpark.



Schwarzbären und Grizzlys stehen am Wegesrand – wir sind fasziniert, die Bären nur daran interessiert, goldgelbe Löwenzahn-Blüten ungestört zu fressen.



Viele Kilometer sind wir gefahren, viele Kilometer gelaufen – doch wen interessieren schon solche Zahlenspiele angesichts einer Natur, die auch ohne Fakten beeindruckt? Das einzige, was man über die Rockies wissen sollte, ist, dass man sein Leben lang zurückkehren kann – der Vorrat an Abenteuern wird nie ausgehen. Wir genießen einige Tage endloser Freiheit in den Rockies, dem wilden, weiten Land in seiner unbeschreiblichen Schönheit. Es ist wie ein Bär: gewaltig, groß und schön.



Informationen

Anreise: Direktflüge am besten nach Calgary, von wo aus man die Nationalparks per Mietwagen erkunden kann.

Beste Zeit: Die meisten Touren lassen sich von Anfang Juni bis Anfang Oktober begehen.

Einreise: Keine Visumpflicht bei der Einreise nach Kanada für Besucher mit einem noch mindestens ein halbes Jahr gültigen europäischen Reisepasse

Elektrizität: Das kanadische Stromnetz arbeitet mit 110 Volt. Adapter zum Umschalten der Spannung und für die andere Steckergröße mitnehmen.

Notruf: Feuerwehr, Polizei und Krankenwagen: Rufnummer 911

Gebühren: Der Zugang zu den Nationalparks ist gebührenpflichtig. Die Jahresgebühr für alle Nationalparks in den Rockies beträgt derzeit 136,40 Kanadische Dollar (ca. 95 Euro)

Gefahren: Die Rockies sind Bärenland. Es ist jederzeit möglich, Meister Petz über den Weg zu laufen. Deshalb sollte man auf Touren ins Backcountry einige einfache Regeln beachten: Unterwegs ab und zu Lärm machen, besonders in unübersichtlichen Gelände. Lebensmittel und alles mit Geruch (Zahnpasta, Seife) in bärensicheren Containern verstauen bzw. in den Camps in dafür vorgesehene Schränke verschließen. Bärenspray mitführen und griffbereit haben. Vorher ausprobieren und Windrichtung beachten (sonst ist nicht der Bär erschrocken, sondern Sie in Tränen aufgelöst). Bei Bärensichtung immer langsam den Rückzug antreten, aber nicht wegrennen; das fasst der Bär als Spiel auf und wird mitrennen – und der ist in jedem Fall schneller

Literatur: Baedeker Reiseführer „Kanada Westen“ und für den Rucksack Marco Polo „Kanada West“.

Dank: Die Tour wurde von INTERSPORT Deutschland großzügig unterstützt; unter dem Motto „Testen Sie Mc. Kinley“ wurden uns Zelte, Schlafsäcke, Rucksäcke, Wanderstöcke, Trekking Schuhe-, Hosen-, Hemden-, Jacken-, Mützen zur Verfügung gestellt. **Fazit:** Wer bei Outdoor-Aktivitäten auf Funktionalität, Qualität, Verarbeitung und Preis Wert legt, kommt an Mc Kinley nicht vorbei.

Michael Stephan

Urlaub im Grünen



Im Kirchengrün

Das Foto wurde uns freundlicherweise von der Abteilung Umwelt und Forsten zur Verfügung gestellt.

Auch vor unserer „Haustür“ gibt es schöne Plätze. Es lohnt sich mal genauer hinzuschauen und die Natur, die so nahe liegt zu genießen. Es muss nicht immer die Ferne sein.

Gerne veröffentlichen wir in „aktiv dabei“ auch Berichte über Ausflüge, die hier in unmittelbarer Nähe stattgefunden haben. Senden Sie uns einfach Ihre Erlebnisse vom Wandern, von Fahrradtouren, von kleinen Spaziergängen mit dem Rollator oder dem Rollstuhl.

Die Redaktion

Der schönste Anfang Tirols

Der Kaiserwinkl bietet viel Abwechslung und ist schnell zu erreichen

Der Kaiserwinkl ist da, wo für Millionen von Touristen Jahr für Jahr optisch gesehen Tirol beginnt. Wer auf der Inntal-Autobahn zum Grenzübergang Kufstein strebt, für den sind der „Zahme Kaiser“ und in seinem Rücken der „Wilde Kaiser“ die ersten Boten von Österreichs beliebtesten Urlaubsland.



Touristische Feinschmecker verlassen noch auf bayerischer Seite die Autobahn bei Oberaudorf und betreten bald mautfrei Tiroler Boden an seiner schönsten Ecke: dem „Kaiserwinkl“. Die gezackten Bergmassive haben der sonst sanften Landschaft zu Füßen der beiden Riesen den Namen gegeben, gekrönte Häupter haben hier nachweislich nie residiert. Dafür sind die Gäste in der kaiserlichen Urlaubslandschaft schon seit gut hundert Jahren König. Wer das ursprüngliche Tirol mag und gegen Abwechslung nichts einzuwenden hat, der liegt im Kaiserwinkl nie falsch.

Der Kaiserwinkl Ort Walchsee bietet eine echte Traumkombination für Urlauber: die Verbindung von Wasser und Bergen. Der Walchsee schmiegt sich an die sanften Hänge, die dem Kaisergebirge vorge-lagert sind.

Der schönste Moment des Tages ist sicher ganz früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht und Berge und See in goldenes Licht taucht. Wer nicht gerade zu den Frühaufstehern zählt, kann sich auch zu christlicherer Zeit am See und dem dahinter hoch aufragendem Wilden und Zahmen Kaiser erfreuen.

Der See, an dem der Ort liegt, bietet hervorragende Wasserqualität und ist mit Temperaturen zwischen 20 und 24 Grad der wärmste See Tirols. Mit seinem flachen Ufer ist er einer der Lieblingssorte für Kinder.



Eine Attraktion für Naturfans mit gemäßigtem Tempo ist die „Schwemm“ bei Walchsee. Dieses ist das größte, noch ungestörte Moorgebiet Nordtirols mit einer ganzen Reihe von Raritäten aus Fauna und Flora. Fleischfressender Sonnentau ist hier ebenso zu Hause wie Wollgras, Sibirische Schwertlilie und zahlreiche Orchideenarten.

Die ganz große Lichtshow liefert das Kaisergebirge selbst – wenn sich seine schroffen Felszacken im ersten Morgenlicht zartrosa färben oder die untergehende Sonne seine Grate in warmes Licht taucht. Deshalb wartet man im Kaiserwinkl bis die Dämmerung hereinbricht, um die grandiosen Lichtspiele auf dem Wasserspiegel des Walchsees zu Füßen des Kaisergebirges fortzusetzen.



Im Sommer wird der See achtmal zur Bühne für ein großes Lichterspektakel. Wenn der Tag sich neigt, sucht man sich am Ufer im Bereich der Stege ein gemütliches Plätzchen mit guter Sicht und stimmt sich auf eine atemberaubende Begegnung von Wasser und Feuer ein: Wasserfontänen steigen in die Höhe, glitzernd und funkelnd im farbigem Licht, Lasereffekte malen Zeichen am Nachthimmel.

Die acht Shows gehen ab 17. Juli jeweils an einem Mittwoch über die Bühne (Ausweichtermin jeweils Donnerstag). Der Eintritt ist frei.

Der Kaiserwinkl mit den Orten Kössen, Walchsee, Rettenschöss und Schwendt ist die Visitenkarte Tirols; mit seinen Bergen, Seen und Tälern ist es ein Stück Bilderbuch-Tirol, das sich seiner Ursprünglichkeit bewahren konnte.

Infos:

Tourismusverband Kaiserwinkl, Dorf 15, A 6345 Kaiserwinkl, Tel. 0043 501 100; www.kaiserwinkl.com

Michael Stephan

Humor ist der Schwimmgürtel auf dem Strome des Lebens

Wilhelm Raabe

Barrierefrei Reisen

Menschen mit Handicaps brauchen Bedingungen, die auch ihnen und ihren Angehörigen einen Urlaub ermöglichen. Die Angebote sind für diese Zielgruppe noch nicht so breit gefächert. Aus diesem Grund möchten wir auch in „aktiv dabei“ Informationen weitergeben.

Urlaub für Menschen mit Demenz zusammen mit ihren pflegenden Angehörigen:

Für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen ist ein Urlaub sehr wichtig. Der ist aber nur dann möglich, wenn es sowohl ein Angebot für die Betroffenen, als auch für die Angehörigen gibt.

Es gibt bewährte Angebote. Um Näheres zu erfahren, wenden Sie sich bitte an die

- Schwerpunkt Beratungs- und Koordinierungsstelle Demenz, Tel. 672421 oder die
- Alzheimer Gesellschaft, Tel. 0621/569860

Barrierefreies Reisen für Menschen mit Handicaps

Bitte nehmen Sie da Kontakt mit Herrn Wolfgang Brendel, dem Behindertenbeauftragten der Stadt Speyer auf. Tel. 987523

Reisen der kurzen Wege

Einmal im Monat organisiert das Seniorenbüro Tagesfahrten für Menschen, die nicht mehr gut zu Fuß sind. Wenn Sie Interesse Haben, rufen Sie einfach im Seniorenbüro an. Tel. 621050

Wörtersuche

von Uwe Naumer

Bilden Sie aus den Buchstaben des Wortes „Brandwunde“ neue Wörter. Sie beginnen mit zwei Buchstaben und suchen so viele Wörter, wie Sie finden können. Dann nehmen Sie drei, vier, fünf und suchen wieder neue Wörter:

Erstes Rätsel

Neue Wörter aus

2 Buchstaben

.....

3 Buchstaben

.....

4 Buchstaben

.....

5 Buchstaben

.....

6 Buchstaben

.....

7 Buchstaben

.....

8 Buchstaben

.....

9 Buchstaben

.....

10 Buchstaben

.....

Weitere Version

Aus den Buchstaben des Wortes „Brandwunde“ sind neun Begriffe gesucht, deren Anfangsbuchstaben von a) bis i), der Reihe nach gelesen, die Lösung ergeben. Lösungshinweis: Gesucht wird eine Kneipe des Staunens.

- a) Lt. Helga Feddersen ist sie voll
- b) Nicht über
- c) Brandergebnis-, rückstand
- d) Weile
- e) Vornahme des ehem. Moderatos von „Aktenzeichen XY-ungelöst“

- f) Tätigkeit eines Diebes
- g) Fleißige Schachfigur
- h) Südamerikanischer Gebirgszug
- i) Klein-schätzen, Groß-Teilzahlungen

Zweites Rätsel

Neue Wörter aus

2 Buchstaben

.....

3 Buchstaben

.....

4 Buchstaben

.....

5 Buchstaben

.....

6 Buchstaben

.....

7 Buchstaben

.....

8 Buchstaben

.....

9 Buchstaben

.....

10 Buchstaben

.....

11 Buchstaben

.....

Weitere Version

Aus den Buchstaben des Wortes „Glascheibe“ sind sechs Begriffe gesucht, deren Anfangsbuchstaben von a) bis f), der Reihe nach gelesen, die Lösung ergeben. Lösungshinweis: Gesucht wird eine Kneipe des Staunens.

- a) deutsches Nachbarland
- b) Stacheltier, welches mit einem Hasen um die Wette rannte
- c) Trüb
- d) Dachspitze
- e) Farbe eines Hühnerprodukts
- f) leichter Regen

Viel Spaß bei der Suche.

„Aus alten Zeiten“

Kostproben aus der Stilblütensammlung von Fritz Schwager

Die Familie, von dem am 1. November 2006 verstorbenen Fritz Schwager, hat uns freundlicherweise erlaubt, die wunderbaren Karikaturen abzdrukken.

Aus der Monatsschrift „Juristische Praxis“, - „Lachende Justitia“ – Januar/Februar 1969:

„Ich gebe zu, dass ich „Marie, Marie, der Lenz ist da“ gesungen habe, aber nur für mich. Frau H. hat dann Wasser auf mich geschüttet, was schon einmal getrunken war, um mich nicht anders auszudrücken. Sie konnte sich gar nicht getroffen fühlen, weil sie nicht Marie heißt.“

Ein Mensch – stets fröhlich und beschwingt -
Gelegentlich ein Liedchen singt. -
Auch wenn die Stimme arg verkümmert
und an Caruso nicht erinnert,
hofft er, dass es Gefallen findet,
was aus der Kehle im entwindet.
Weil aber Singen manchmal stört,
wird es nicht immer gern gehört,
vor allem wenn dann außerdem
das Liedgut auch noch unbequem!
Doch rasch beseitigt ist das Übel,
greift man zum Wässerlein im Kübel!



Die kulinarische Ecke

Kirsch-Nuss-Kuchen

Zutaten für den Teig:

75 g Butter
75 g Zucker
1 Ei
1 Tl Backpulver
160 g Mehl

Für den Belag:

2 Gläser Kirschen
4 Eier
150 g Zucker
1 Päckchen Vanillezucker
1 – 1 ½ Päckchen gemahlene Haselnüsse

Die Zutaten für den Teig zu einer glatten Masse verkneten. Den Teig in eine Form geben. Die Kirschen auf dem Teig verteilen.

Die Eier mit dem Zucker und dem Vanillezucker schaumig schlagen, dann die Haselnüsse dazu. Die Masse auf die Kirschen geben und das ganze bei 175 Grad (Umluft) 45 – 60 Minuten backen.

Nach dem Abkühlen mit Puderzucker bestreuen.

Ausgesucht von Gertrud Klettner



Lösung der Wörtersuche von Uwe Naumer

Hier: Rätsel Nummer 1

- a) Lt. Helga Feddersen ist sie voll= **W**anne
- b) Nicht über = **U**nter
- c) Brandergebnis-, rückstand = **N**arbe
- d) Weile = **D**auer
- e) Vornahme des ehem. Moderators von „Aktenzeichen XY-ungelöst“ = **E**duard
- f) Tätigkeit eines Diebes = **R**auben
- g) Fleißige Schachfigur = **B**auer
- h) Südamerikanischer Gebirgszug = **A**nden
- i) Klein-schätzen, Groß-Teilzahlungen = **R**aten

Hier: Rätsel Nummer 2

- a) deutsches Nachbarland = **B**elgien
- b) Stacheltier, welches mit einem Hasen um die Wette rannte = **I**gel
- c) Trüb = **N**eblig
- d) Dachspitze = **G**iebel
- e) Farbe eines Hühnerprodukts = **E**igelb
- f) leichter Regen = **N**ieseln

Wenn auch Sie gerne Rätsel entwerfen, dann schicken Sie uns doch einfach ein paar Muster zu.

Unsere Alternativen für Sie!

Wir setzen für Sie und die Umwelt auf ökologische Alternativen. Nutzen Sie unsere Angebote ...



... zu Naturstrom

Sie haben die Wahl zwischen Ökostrom, zu 100 % regenerativ erzeugt, und unserem Premiumprodukt „Naturstrom Speyer Solar“ – der sauberen Energie aus SWS-Photovoltaikanlagen.

... zu alternativen Treibstoffen

Bei uns tanken Sie umweltbewusst – ob Erdgas und Autogas in der Industriestraße oder Strom auf dem Festplatz. Wir sind Ihr Partner für bewegende Innovationen.

... für effektives Heizen

Unser Wärme-Direktservice ist Ihre Alternative zur Eigeninvestition in eine moderne Heizungsanlage. Außerdem helfen Ihnen unser Austauschprogramm für alte Heizungspumpen und viele andere Angebote enorm beim Energiesparen.

Weitere Informationen:

Tel. 06232/625-0

www.sws.speyer.de



SWS
STADTWERKE SPEYER GMBH